

# Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 8.

1883

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

## Vom Baume der Erkenntnis.

Von J. Bodeck.

### I.

Im Westen Berlins, wo sich auf den schönen, gartenumsäumten Straßen, die in den Tiergarten münden, die Häuser, eines immer prächtiger als das andere, aneinander reihen und wo das unruhige Hinundherhasten der geschäftigen Menge jener behaglichen Ruhe plaz macht, die das charakteristische Merkmal vornehmer Stadtteile ist und in den Geschäfts- und Arbeitervierteln der Residenz gar oft schmerzlich vermisst wird, lag vor wenigen Jahren halb versteckt hinter hochgewachsenen Kastanienbäumen ein elegantes einstöckiges Häuschen. Das kleine Haus war in jenem launenhaften Geschmack erbaut, der unsere modernen Villenbauten kennzeichnet — ein Gemisch unzähliger Stilarten, dem es aber, trotz aller Charakterlosigkeit, nicht an Anmut fehlt. Heute, um die dritte Nachmittagsstunde eines schwülen Sommertages sah es verführerisch genug aus mit seinen lauschigen Erkern und den spitzen, durchbrochenen Türmchen, die im Sonnenschein glitzerten wie eitel Gold. Zu beiden Seiten der Freitreppe, die von dem kleinen, sorgfältig gepflegten Vorgarten zur Terrasse führte, erhoben sich dichte Reihen blühender Topfgewächse. Aus dem Springbrunnen zu Füßen der Treppe ergoß sich ein durchsichtiger Sprühregen auf die duftigen Blüten, die unter dem glühenden Hauch der Sonne verschämt die zarten Köpfchen senkten.

Die Terrasse selbst lag tief in Schatten gehüllt. Kaum daß auf Augenblicke einmal ein vorwiziger Sonnenstrahl sich hinüberstahl und mit seinen goldenen Füßchen im Fluge eines der Bücher berührte, die dort auf dem Tische verstreut umherlagen. Weiter wagte sich der übermütige Bursche indes nicht. Auch hätten die beiden, die dort saßen und sich seine harmlosen Neckereien gutmütig gefallen ließen, ledere Uebergriffe sicherlich erfolgreich zurückgewiesen. Aus dem Nebenzimmer, dessen weitgeöffnete Flügelthüren auf die Terrasse hinausführten, tönten tiefe ruhige Atemzüge wie von einer Schlafenden. Vor der Tür selbst hatte sich ein großer Neufundländer behaglich niedergelassen und blinzelte schläfrig mit den Augen. Die Fliegen machten ihm viel zu schaffen. Sie summten zudringlich um ihn her und suchten ihn auf jede Weise zu reizen. Aber er, der sich sonst tapfer seiner Haut zu wehren wußte, ließ sich ihre zudringlichen Liebtosungen heut fast widerstandslos gefallen. Er

sahien es für das Klügste zu halten, jeder unnötigen Erhizung heut aus dem Wege zu gehen. War es doch ohnehin heiß genug! —

Die beiden jungen Leute, die an dem Tische dicht beieinander saßen und ihre jungen Gesichter über das Buch neigten, das aufgeschlagen vor ihnen lag, schienen indes nichts von jener schläfrigen Stimmung zu empfinden, die gleichsam in der Luft schwebte. Im Gegenteil, ihr Gespräch wurde von Minute zu Minute lebhafter und mehr als einmal legte das junge Mädchen warnend die Finger an die Lippen und bat ihren Begleiter leise flüsternd, seine Stimme zu mäßigen. Dabei warf sie jedesmal einen besorgten Blick in das Nebenzimmer und atmete beruhigt auf, wenn die Atemzüge der Schlafenden ihr noch immer gleichmäßig sanft und ruhig daraus entgegentönten. Dann vertieften sich die beiden wieder eine Weile in ihre gemeinschaftlichen Studien. Es war eine englische Grammatik, die vor ihnen lag und in die sie von Zeit zu Zeit einen Blick warfen. Doch hatte der junge Mann, dessen dunkle Augen von Lust und Leben sprühten, seiner Nachbarin jeden Augenblick etwas Neues und ungemein Wichtiges mitzuteilen. Oftmals, wenn er gerade im Begriff war, seiner jugendlichen Lehrerin ein Proßbüchlein seines wissenschaftlichen Eifers zu geben und mit der ernsthaftesten Miene von der Welt bemüht war, einen Satz aus dem Englischen in sein geliebtes Deutsch zu übersetzen, bedurfte es nur eines Blickes in die braunen Augen seiner Nachbarin, um all seine guten Vorsätze wieder zunichte zu machen. Dann haßchte er wohl übermütig nach ihrer Hand, die sie ihm mit verstelltem Unmut zu entziehen suchte und seine Lippen sprudelten über von neckischen Einfällen und harmlosen Scherzen. Das Mädchen hörte nur mit halbem Ohre hin. Sie schien mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt und beantwortete die zahlreichen Fragen, die er an sie richtete, nur einsilbig und mit zerstreutem Lächeln. Mehr als einmal schon war er gewahr geworden, daß sie seine Worte gänzlich überhört hatte. Doch hatte er sich immer wieder beruhigt, wenn sie auf seine Frage, warum sie heut so nachdenklich und schweigsam sei, abwehrend den Kopf schüttelte und mit einem flüchtigen Scherzwort das Gespräch auf ein anderes Gebiet hinüberspielte.

So hatten sie auch jetzt wieder einige Minuten ruhig beisammen gegessen — das Mädchen leicht in den Gartenstuhl zurückgelehnt und mit der Spitze ihres zierlichen Fußes allerlei krause Figuren in den Sand zeichnend. Dabei hob sie nur manchmal leise strafend den Blick, wenn ihr leichtsinniger Schüler sich allzu gewaltsam an der fremden Sprache versündigte. Doch war die Wirkung dieser Blicke augenscheinlich eine ganz andere, als sich das junge Mädchen in seiner Unschuld träumen ließ. Es sah fast aus, als mache es dem jungen Manne Spaß, durch immer häufigere und gewaltsamere Verstöße gegen den Geist der englischen Sprache diese strafenden Blicke herauszufordern, trotz der scheinheiligen Miene, die er dabei zeigte. Aber seine Augen blitzten so übermütig auf seine jugendliche Lehrerin, daß der Gedanke nicht gar zu fern lag, es sei dem jungen Leichtsinne verzeifelt wenig daran gelegen, in die Mysterien der englischen Grammatik eingeweiht zu werden. Vor der Hand schien es ihn weit mehr zu interessieren, das seine Gesichtchen seiner Nachbarin einer gewissen Prüfung zu unterziehen.

Plötzlich schleuderte er mit einer energischen Bewegung das Buch beiseite und sprang auf. Im nächsten Augenblick hatte er den Tisch zurückgestoßen und lag nun vor seiner jungen Lehrerin auf den Knien. „I love you, my darling“ — flüsterte er ihr schmeichelnd ins Ohr. Sie lachte befangen und suchte unter heißem Erröten ihre Hände zu befreien, die er mit festem Druck umschlossen hielt.

„Sie sind unverbesserlich, Richard,“ sagte sie leise. „Was soll das nun wieder bedeuten? Können Sie denn niemals ernsthaft sein? Stehen Sie auf, ich bitte Sie darum. Denken Sie, wenn uns jemand so sähe —!“

Er hob sich ein wenig auf den Zehen empor und spähte durch das Fenster in das Nebenzimmer. Dann schüttelte er lachend den Kopf.

„Seien Sie unbesorgt, Hedwig, die Tante schläft. Und selbst, wenn uns jemand sehen würde, was liegt daran. Glauben Sie wirklich, daß ich eine so gute Gelegenheit, Ihnen meine Liebe zu gestehen, ungenützt vorübergehen lassen werde? Ich muß Ihnen doch beweisen, daß ich tiefer in den Geist der englischen Sprache eingedrungen bin, als Sie glauben.“ — Und mit blizzenden Augen treuherzig zu ihr aufsehend, fing er an, ihr in gebrochenem Englisch ungemein patetisch auseinanderzusetzen, wie er sich in stummer, unglücklicher Leidenschaft für sie verzehre und darüber alle Freude am Leben verloren habe und wie es sicherlich ein trauriges Ende mit ihm nehmen werde, wenn seine grausame kleine Freundin ihn noch länger unerhört schmachten lasse. Sie hatte inzwischen ihre rechte Hand befreit und verschloß ihm damit den Mund. Doch erreichte sie damit nur, daß er die kleine Hand fest an seine Lippen drückte und wiederholt küßte.

„Ich stehe nicht auf, bis Sie wieder ein freundliches Gesicht machen, Hedwig,“ sagte er. „Sie müssen mir sagen, was Ihnen fehlt. Glauben Sie, ich habe es nicht gemerkt, daß Sie heut anders sind als sonst, so nachdenklich und verstimmt, daß Ihnen all meine dummen Streiche kaum ein Lächeln abgewinnen?“

Sie hatte sich abgewandt, um die Tränen zu verbergen, die ihr bei seinen letzten Worten in die Augen getreten waren. Kaum hatte er dies bemerkt, als er aufsprang und sich wieder auf den Stuhl setzte, den er vor wenigen Minuten so jählings verlassen hatte.

„Wissen Sie, daß ich allen Grund hätte, Ihnen ernstlich böse zu sein, Hedwig?“ sagte er ernst. „So schnell haben Sie das Schutz- und Trutzbündnis vergessen, das wir jüngst geschlossen haben? Ist es freundschaftlich von Ihnen gehandelt, mir durch Ihre Tränen und Ihre traurigen Augen erst das Herz schwer zu machen und mir dann nicht zu vertrauen, was Sie bedrückt?“ —

Er rückte seinen Stuhl dicht an den ihren und behielt ihre Hand in der seinen. Sie hatte die Augen niedergeschlagen und die Lippen fest geschlossen. Als er nun schwieg und sie erwartungsvoll ansah, schüttelte sie heftig den Kopf.

„Lassen Sie mich gehen,“ sagte sie, und versuchte aufzu-

stehen. — „Sie können mir ja doch nicht helfen. Sie würden mich auch kaum verstehen und vielleicht gar über mich lachen und spotten, wenn Sie wüßten, wie mir zumute ist.“ —

„Nicht doch, Hedwig,“ entgegnete er. „Sie wissen sehr wohl, daß ich Sie aufrichtig lieb habe und daß alles, was Ihnen widerfährt, mich lebhaft interessiert. Wie dürfen Sie behaupten, daß ich Ihnen nicht helfen kann. Und selbst wenn dem so wäre, ist es nicht Freundespflicht, einander zu vertrauen, und nehme ich nicht nur mein Recht in Anspruch, ein Recht, daß Sie mir vor kurzem erst bereitwillig eingeräumt haben, wenn ich wissen will, was Ihnen fehlt?“ —

„Ich kann es mir übrigens wohl denken,“ fuhr er leise lächelnd fort, als sie noch immer schwieg. „Sie sind wieder einmal in Ihrer Fauststimmung und quälen sich mit allerlei unnützen Gedanken. Es ist mir unbegreiflich, wie Sie mit Ihrem hellen Verstande, in den beneidenswerten Verhältnissen, in denen Sie leben, diesen selbstquälerischen Grillen solche Macht über sich einräumen können!“ —

Sie zog heftig ihre Hand aus der seinen und sprang auf. „Selbstquälerische Grillen,“ wiederholte sie bitter. „Gewiß, Sie haben Recht. Es ist wahrhaftig nicht der Mühe werth, darüber zu reden. Zwar, wenn ein Mann ein so rastloses, ungestümes Streben hat, das ihn nicht zur Ruhe kommen läßt. Aber lassen Sie uns lieber davon aufhören. Wir wollen unsere unterbrochenen Studien wieder aufnehmen oder was Sie sonst wollen.“ — Sie lehnte sich tiefaufatmend in den Sessel zurück und griff nach dem Buche, das bei ihrer hastigen Bewegung auf den Boden geglitten war. Richard hielt sie zurück.

„Nicht so ungestüm, kleiner Heißsporn,“ sagte er gutmütig. „Wer wird denn jedes unbefonnene Wort so tragisch auffassen? Unter Freunden darf man es so genau nicht nehmen. So — und jetzt lassen Sie uns ruhig und vorurtheilslos prüfen, was Sie zu Ihrer weltchmerzlichen Stimmung berechtigt. Sie sind mir noch immer böse, meine empfindsame kleine Freundin? Nein — nun so sehen Sie mich mit Ihren Rehaugen einmal recht freundschaftlich an, zum Zeichen, daß Sie mir verzeihen haben. Ein wenig zärtlicher, wenn ich bitten darf. Denken Sie, ich wäre Ihr Bruder, den Sie sehr lieb haben — ich bilde mir ein, daß Sie mich ein wenig lieb haben, Hedwig,“ unterbrach er sich lächelnd, indem er sich über sie beugte und ihre Hand an seine Lippen zog. „Und nun sollen Sie Ihrem Bruder beichten, warum Sie heut so traurig sind und in so gereizter, menschenfeindlicher Stimmung.“ —

Sie sah einige Augenblicke schweigend vor sich nieder. Erst als er Miene machte, auch ihre andere Hand zu ergreifen und ihr noch weiter freundlich zuzureden, sagte sie so leise, daß er Mühe hatte, sie zu verstehen:

„Sie werden mir schwerlich nachfühlen können, wie mir zu Mute ist. Ich komme mir so überflüssig vor in der Welt, so einsam inmitten des Reichthums, der mich umgibt. Die Menschen, die mich aufsuchen, weil ich die Tochter meines Vaters bin, lieben mich nicht, und auch ich verkehre nur mit ihnen, weil Papa es wünscht. Papa selbst, der so glücklich ist, so selbstzufrieden, der mit so harmloser Freude den selbsternannten Reichthum genießt und es nicht versteht, daß man auch nach Dingen Verlangen tragen kann, die nicht für Geld zu haben sind — was kann ich ihm sein! Er liebt mich, weil ich sein Kind bin — er überschüttet mich mit Geschenken, um sich seines Reichthums zu freuen und — vor den Leuten damit zu prahlen, und würde mich nicht einen Augenblick vermiffen, wenn wir jahrelang von einander getrennt wären. Und so ist es auch mit den anderen. Wir leben nebeneinander hin und wissen nichts von einander und können einander darum nichts sein. Ich bin in Ihren Augen ein sonderbares, launenhaftes Geschöpf, das seinen Ruhm darcin setzt, anders zu scheinen als alle anderen und zu dem keiner rechtes Vertrauen haben kann. Und so gehe ich, seitdem ich denke, umher wie stumm und wälze in meinem Geiste Empfindungen und Gedanken herum, denen ich keinen Ausdruck geben kann. Ich habe so gar keine Gelegenheit, über ernsthafte Dinge zu sprechen, daß mir oft ist, als müßte ich

über kurz oder lang die Gabe der Rede völlig verlieren. Dann drängt es sich mir durch Herz und Kopf und ich muß es herumtragen und kann die rechten Worte nicht finden, die mein Denken mir selbst klar machen und ich komme mir so ohnmächtig, so grenzenlos schwach und unbedeutend vor, daß ich mich hasse. Ach, wer in einer gebildeten Umgebung aufgewachsen ist, mit groß denkenden, frei empfindenden Menschen verkehren und so täglich und stündlich an seiner eigenen Erziehung und Läuterung arbeiten kann! Ich kann nur in rastloser eigener Arbeit mich bilden; von außen kommt nichts und kommt niemand mir zu Hilfe. Meiner Umgebung überlegen, fühle ich mich doch unsäglich klein und gering und unwissend und der Durst nach Wissen zehrt an mir und stimmt mich düster und menschenfeindlich, da sie mir alle nicht geben können, was ich zum Leben brauche, und es nicht verstehen, was mich ruhelos umhertreibt. Keiner fühlt die Lücken meiner größtenteils autodidaktischen Bildung so tief als ich, aber wie sie ausfüllen — wen fragen, mit wem sprechen über das, was mich erfüllt und beschäftigt? Was ich auch tue und lerne, es ist noch nicht das Rechte, nicht das, was mir gerade fehlt. Ich sinne und sinne und experimentiere in allen Wissenschaften herum und finde nicht die rechte Befriedigung. Und wenn ich nun in Stunden der Verzagttheit den Glauben an die eigene Kraft verloren habe und in ohnmächtigem Grimm gegen mich selbst wüte, wenn ich die Menschen fliehe und mich in die Einsamkeit vergrabe: dann starren mich alle verwundert an, als zweifelten sie an meinem Verstande, meiner Zurechnungsfähigkeit. Sie können es nicht begreifen, daß auch in einem Weibe das heiße Sehnen nach Wissen liegen kann und spotten darüber, wenn sie es erfahren.“ —

„Und haben Sie niemals versucht, die Gedanken zu verkörpern, welche Sie ruhelos umhertreiben, in angestrenzter geistiger Arbeit, in der eigenen schöpferischen Tätigkeit die Erlösung zu finden, die Ihnen andere nicht geben konnten oder wollten?“ warf Richard ein, der mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte und keinen Blick von dem leidenschaftlich erregten Antlitz seiner Nachbarin verwandte. Sie lächelte träumerisch und ihre Blicke schienen sich in weiter Ferne zu verlieren.

„Ich habe es versucht,“ sagte sie leise. „In meinem Geiste drängen sich oftmals Pläne und Entwürfe in so bunter Mannigfaltigkeit, daß ein Bild, eine Idee die andere verdrängt; daß ich mich willenlos hingelassen fühle und all meine Energie aufbieten muß, um mich zu sammeln und dem bunten Wirrwarr gegenüber meine Selbstständigkeit zu behaupten. Dann habe ich oft angefangen, was mir so deutlich und greifbar vor der Seele steht, zu verkörpern und brachte es doch nicht über den Anfang hinaus. Da kam bald dies, bald jenes und riß mich unsanft heraus, und wenn ich von neuem beginnen wollte, wo ich vorher aufgehört, war der Faden zerrissen und was noch kurz zuvor lebte und atmete und mich beseligte, war kalt und tot und starrte mich fremd an. Und doch kann ich mich der Uebermacht der Gestalten und Bilder, die sich in wilder Hast in meinem Geiste tummeln, nicht erwehren und kann mich dem Zauber nicht entziehen und will es vielleicht auch nicht ernstlich. Denn ein Zauber ist es, ein berauschernder Zustand. Ich bin dann oft wie in einer Verückung, die Wirklichkeit entschwindet mir — ich bin ganz Traum und wage kaum zu atmen. Ich höre was die anderen reden, ohne Verständnis, als ginge mich das alles nichts an, bis irgend etwas mich aufschreckt und der Zauber gebrochen ist. Und weil ich nichts verkörpern kann, da mir die Muße dazu fehlt, ist nicht die Notwendigkeit für mich vorhanden, irgend eins von diesen Bildern und Gestalten herauszugreifen und lebhaft zu gestalten und auszudenken; einen Gedanken, einen Plan mit Konsequenz zu verfolgen, bis ich ihn von allen Seiten reiflich bedacht und erwogen: und so sieht es bunt und fragmentarisch und wüst in meinem Kopfe aus. Manchmal habe ich auf Augenblicke ein Gefühl, das mich über mich selbst hinausträgt, das Bewußtsein der eigenen Kraft, der schöpferischen Kraft und ein stolzes Selbstgefühl macht mich froh und glücklich und mein Herz weit und leicht. Aber das sind nur Augenblicke und

sie werden aufgewogen durch das Bewußtsein der Schwäche und Ohnmacht, das mich zumeist befällt, der Ohnmacht den Verhältnissen gegenüber. Ich weiß nur zu wohl, was mir fehlt — Einsamkeit und Freiheit und der Verkehr mit Gleichstrebenden. Und wenn mein Geist die Notwendigkeit dieser schönen Dinge für mich erkannt hat und ich mich, wie doch natürlich ist, danach sehne — sehnt sich nicht jeder nach dem, was ihm fehlt und doch angemessen ist? — so erschrickt mein Herz bei dem Gedanken und ich mache mir Vorwürfe über meine Selbstsucht und den Mangel an opferfreudiger Liebe, den diese Gedanken dartun und kann mir doch nicht helfen. Dann wieder ist mir oftmals, als seien all meine Wünsche und Bestrebungen nur ein kümmerlicher Notbehelf, um mir über das trostlose Gefühl meiner Verlassenheit hinwegzuhelfen. Mitunter ist mir, als würden all die seltsamen Wünsche und Hoffnungen, die in meinem Herzen so ungestüm durcheinanderbrausen, mit einem Schlage verstummen und ich ganz glücklich sein, ausgehöhlt mit mir und der Welt, wenn ich etwas hätte, das ich von ganzer Seele liebte — ein nur auf mich angewiesenes, meiner Erziehung überlassenes Geschöpf — “

Sie hatte das letzte ganz leise gesagt, immer mit demselben träumerischen, verückten Blick und schien das wunderliche ihrer Beichte gar nicht zu empfinden. Auch der junge Mann an ihrer Seite war viel zu ernsthaft gestimmt, um sich durch das Ungewöhnliche seiner Lage, die in so auffälligem Mißverhältnis zu seinen Jahren und dem jugendlichen Feuer seiner Augen stand, in seiner Unbefangenheit beeinträchtigt zu fühlen. Als sie jetzt schwieg, hob er ihr Kinn sanft in die Höhe und sah ihr in die Augen.

„Sie sind ein rechtes Kind, Hedwig,“ sagte er, mit einem Versuch, seine Bewegung unter einem Lächeln zu verbergen. „Hatte ich nicht recht mit meiner Behauptung, daß Sie sich mit törichten Gedanken quälen und sich ganz ohne Grund das Leben verstoren? Warum haben Sie mir niemals etwas von Ihren heimlichen Geistesnöten gesagt? Glauben Sie nicht, daß es mir eine Freude sein würde, Sie in Ihren einsamen Bestrebungen mit bestem Können zu fördern? Und was das andere betrifft — so wird auch für Sie die Zeit kommen, wo Sie um eines einzigen willen alles andere vergessen und sich nicht länger vereinsamt fühlen werden in dieser schönen Welt.“ —

Sie schüttelte mit ungläubigem Lächeln den Kopf.

„Darüber mache ich mir keine Illusionen,“ sagte sie mit einem leisen Anfluge von Bitterkeit. — „Ich bin nicht umsonst die Tochter meines Vaters und in Verhältnissen aufgewachsen, die mir täglich und stündlich den Wert des Geldes predigten und mich die Menschen sehen ließen, wie sie sind. Glauben Sie, ich wüßte nicht, daß ich nicht um meiner Persönlichkeit willen gesucht werde und daß niemand sich um mich bemühen würde, wäre ich eines armen Mannes Kind? Ich weiß, daß ich nicht lebenswürdig bin und pikant, wie man es meiner Schwester nachrühmt; daß ich viel zu ernst und schwerfällig bin, um den Menschen zu gefallen. Offen gestanden, liegt mir wenig genug daran. Die gute Meinung der Menschen ist mir nicht so schmeichelhaft, daß ich mich ernstlich um sie bemühen sollte. Auch erinnere ich mich sehr wohl, daß es mir selbst in jenen Fällen, wo mir an ihrer Neigung gelegen war, nicht leicht gemacht wurde. Ich mußte es mir immer erst fauer verdienen, wenn mich ein Mensch lieb haben sollte, während es meiner Schwester leicht und mühelos in den Schoß fiel. So habe ich mich denn allmählich an den Gedanken gewöhnen müssen, daß ich nicht weniger einsam sein würde, auch wenn ich mich einmal verheiraten sollte.“ —

„Wenn ich nur wüßte,“ begann Richard nach einer längeren Pause, „wie Sie, so jung noch, so mit Leib und Seele diesem unseligen Pessimismus verfallen konnten! Es ist, als sähen Sie die Welt durch einen Hohlspiegel, und die bizarren Formen, welche Sie darin erblicken und die dem Auge des Wissenden erscheinen als das, was sie sind, als häßliche, unwahre Zerrbilder, dünken Ihnen ein getreues Abbild der Wirklichkeit. Und nicht genug damit, haben Sie auch noch die unglückselige Eigenheit, Ihre Beobachtungen ganz willkürlich zu verallgemeinern,

und haben sich nun im Geiste ein so festgefügtcs System von Wahren und Falschem zurechtgelegt, daß man Ihren einseitigen weltverneinenden Reflexionen förmlich ratlos gegenübersteht. —

„Ach,“ unterbrach sie ihn lachend, „ich bin nicht so pessimistisch, als Sie mich glauben machen wollen, Richard. Ich weiß wohl, daß im Grunde genommen mein Lebensüberdruß nichts ist als die krankhaft überreizte Sucht nach den Genüssen des Lebens. —“

Er beugte sich tiefer zu ihr hinab.

„Und werden Sie in Zukunft niemals wieder Ihrem Versprechen untreu werden, mich als Ihren Freund zu betrachten und mir all die bösen Gedanken und Zweifel rückhaltlos beichten, die in schwachen Stunden durch Ihr liebes, eigensinniges Köpfchen schwirren? —“

Sie nickte stumm mit dem Kopfe.

„Auf die Gefahr hin, von Ihrem unhöflichen Freunde gescholten und gestraft zu werden, wie er es für gut und heilsam findet einer so verstockten Sünderin gegenüber,“ fuhr er lächelnd fort.

Sie sah noch immer schweigend vor sich nieder. Er legte seinen Arm um sie und hob mit der Rechten ihren Kopf in die Höhe.

„Und wenn ich Sie nun bitten würde, mir ein Zeichen Ihrer Freundschaft, Ihres Vertrauens zu geben, Hedwig,“ sagte er leise.

Eine heiße Blutwelle schoß in ihr Gesicht. Er fühlte, wie ein Bittern über ihren Körper lief und zog sie näher an sich.

Sie schloß wie träumend die Augen.

„Sind Sie mir böse, Hedwig?“ klang seine leise Stimme an ihr Ohr. — Das junge Mädchen schüttelte stumm den Kopf.

„Und wollen Sie meine Bitte erfüllen? —“

Sie schauerte unter seiner Berührung zusammen.

„Nicht hier, nicht jetzt,“ flüsterte sie leise.

Mit einem freudigen Ausleuchten seiner Augen neigte er sich über ihre Hände und preßte seine heißen Lippen lange darauf. Dann stand er auf und ging minutenlang schweigend auf der Terrasse auf und nieder. Das Mädchen hatte sich dicht in den Sessel geschmiegt und lag dort mit geschlossenen Augen und leicht geöffneten Lippen, ohne sich zu regen. Die dunklen Wimpern warfen ihre Schatten auf das schmale Gesicht mit dem warmen Bronce-ton und das feine Näschen, über welchem die stolz geschwungenen Brauen sich wölbten. Der finstere Zug, der sonst in Augenblicken der Ruhe auf dem jungen Gesichte lag, war verschwunden; ein weiches, träumerisches Lächeln schwebte um den kleinen, etwas blassen Mund, der zartgeformt war wie der eines Kindes.

Innen wurde die Tür geöffnet und ein Geräusch erklang von Schritten, die sich näherten. Sie schlug die Augen auf und sah Richard vor sich stehen. „Auf Wiedersehen heut Abend,“ sagte er zärtlich und drückte ihre Hand. — „Entschuldigen Sie mich bei Ihrem Papa. Ich kann ihm jetzt nicht ruhig gegenüber treten. Und was ich Sie noch fragen wollte — nicht wahr, Kind, das Leben ist doch schön? —“

(Fortsetzung folgt.)

## Schlittensfahrt vom Berge.

(Siehe Illustration.)

Der Winter tobt und schüttelt ergrimmt  
Sein schimmernd Schneegefieder;  
Doch im Herzen der Jugend die Nachtigall singt  
Ihre fröhlichen Frühlingslieder.

Sei! wie vom Feuer der Jugend hell  
Die Rosen der Wangen erglühn!  
Wie Kraftgefühl und Mut und Lust  
Aus den lachenden Augen sprühn!

Nur keine Furcht, lieb Schwesterlein!  
Sei unverzagt und munter!  
Mein braves, hölzernes Köpflein trägt  
Uns sicher den Berg hinunter.

Hopp, hopp! mein Schlittenrößlein, flink!  
Doch ja keinen Purzelbaum schlagen!  
Ins warme Stübchen sollst du uns jetzt  
Zur guten Mutter tragen.

Zur Mutter und zum Großmütterlein lieb,  
Mit den schönen silbernen Haaren.  
Und morgen, morgen geht's wieder frisch  
Zum lustigen Schlittensfahren.

## Aus einem deutschen Dichterleben.

Von Wilhelm Glos.

Im alten und freundlichen Halberstadt, am Fuße des Harzes steht noch das Haus, in welchem „Vater Gleim“, der bekannte Dichter, als Kanonikus von Walbeck, von 1747 an bis zu seinem Tode am 18. Februar 1803 gelebt hat. Vieles ist seitdem anders geworden an jener freundlichen Stelle; sogar der eine der Türme des nahen halberstädter Domes hat vor Altersschwäche Risse bekommen und das lange Stehen scheint ihm nicht mehr zu behagen, so daß man seinen Einsturz befürchtet und ihn abträgt. Das Innere des gleimischen Hauses aber ist durch die Pietät seiner Verwandten und deren Nachkommen genau in dem Zustande erhalten worden, in dem es sich beim

Tode Gleims befand. Ein zweistöckiger Bau mit weitem halblenden Hausflur und großen, etwas niedrigen Gemächern. Die Korrespondenz Gleims mit seinen Zeitgenossen, die eine sehr ausgedehnte war, ist noch wenig gesucht; ein großes Zimmer ist ganz mit seinen Briefen und Büchern gefüllt. In einem der vorderen Zimmer des oberen Stockwerks sind die Wände von oben bis unten mit Porträts berühmter Zeitgenossen Gleims, fast lauter Delgemälde, bedeckt. Die meisten derselben mag wohl der Dichter als Geschenk erhalten haben, denn er stand bei seinen Zeitgenossen in hohem Ansehen, das er weniger seinen Versen, die ziemlich unbedeutend sind, als vielmehr dem Eifer und der



Schlittenfahrt vom Berge.

Aufopferung zu danken hatte, womit er junge Talente förderte und unterstützte\*). Dabei muß er von außerordentlich liebenswürdigem Wesen und von den anziehendsten geselligen Formen gewesen sein.

Die gleimische Porträtsammlung nimmt das Interesse eines jeden, der die Kenntnis der Vergangenheit unseres Vaterlandes zu schätzen weiß, im höchsten Grade in Anspruch. Auch der Schreiber dieser Skizze hat stundenlang vor jenen Bildern gestanden, die eine entschwundene Welt darstellen und wo ein Charakterkopf prächtiger als der andere uns das titanische Kämpfen und Ringen in der Gedankenwelt des achtzehnten Jahrhunderts vergegenwärtigt. Da sieht man Klopstock mit dem mystisch-verklärten Antlitz, und Herder, den heißen Verehrer der französischen Revolution mit seinen energischen Zügen; Wieland mit seinem spießbürgerlichen Gesicht, das auf die sinnliche Welt seiner Dichtungen nicht schließen läßt; Ewald von Kleist in seiner phantastischen Tracht, der bei Kammersdorf fiel; die Marschin mit nichts weniger als schönen Zügen und zahllosem Munde; Heine, den Verfasser sozialistisch angehauchter Romane, der zugleich in der Gnade des letzten Kurfürsten von Mainz stand; die beiden Stolbergs mit ihren charakteristischen Gesichtszügen, den demokratischen Bosz mit seiner Lehrerephysiognomie; Göckingk, den Sänger lustiger Liebeslieder, Jakobi, Weiße und wie sie alle heißen mögen. Viele Fürsten, Prinzen und Prinzessinnen blicken auf den Beschauer herab, darunter der alte Fritz, von dem auch ein eigenhändiger, natürlich französischer Brief vorhanden ist. Eine Silhouette der von Cagliostro beschwindelten Fremdin Tiedges, Elisa von der Recke, ist auch da, und weiterhin blickt uns ernst an der „Spaziergänger nach Syrakus“, J. G. Seume, herrlicher Charakter und vielleicht deshalb großer Unglücksmensch. Die Krone der ganzen Sammlung aber bildet ein großes Porträt Lessings, so schön und sprechend, wie ich es noch nirgend gesehen. Das blaue Gewand paßt trefflich zu dem hellen Haar. Aus diesen Augen blitzt und funkelt der neue Geist des achtzehnten Jahrhunderts, und von der breiten Stirn strahlt jener Lichtglanz, vor dem die Neptilien und Nachtvögel in ihre Höhlen gescheucht wurden. Etwas Majestätisches und Sieghaftes geht von dieser erhabenen Erscheinung aus; solch hinreißendes Bildnis ist mir noch selten vor Augen gekommen. Der Maler ist nicht bekannt geworden.

Wie ich mich so stumm unterhielt mit diesen großen Zeugen unserer Geistesrevolution des achtzehnten Jahrhunderts, da fiel mein Blick auch auf ein unscheinbares Bild, das einen Mann von etwa 40 Jahren vorstellte. Trüb und kummervoll schaute er mich an, und seine Miene schien zu verkünden, daß der, so diese Züge trug, den Kelch bitterer Leiden bis auf die Reige geleert habe. Es war nichts Auffallendes an dem Bilde, auch fand ich keinen bekannten Zug in dem melancholischen Gesicht. Und dennoch zog es immer wieder meinen Blick an, bis ich den Katalog aufschlug und zu meinem Erstaunen für den traurigen Unbekannten einen Namen fand, an den ich am wenigsten gedacht: Gottfried August Bürger.

Lange hab' ich vor jenem Bilde gestanden. Es ist von Tischbein gemalt und hat zu den Porträts von Bürger, die man gewöhnlich sieht, nicht die entferntesten Beziehungen. Sonst sieht man bei Bürger ein rundes Gesicht, Augen, in denen der Schall steckt, und zwei große runde aufgerollte Perrückenlocken an jeder Schläfe. Davon hier keine Spur. Eine hagere, engschulterige, eingefallene Büste, die Stirn schmal, die Nase langgebogen und spizig, die Wangen eingefallen, die Augen traurig blickend. Ueber der ganzen kränklichen Physiognomie liegt eine Wolke von Gram, Unmut, kurz, es ist ein Dulderrhaupt, das uns aus der alten Leinwand anschaut. Und Tischbein hat Wahrheit gemalt.

So muß er ausgesehen haben, der geniale und unglückliche

Bürger, als das Elend ihn umnachtete und der finstere Gram die Krallen in seine weiche Seele schlug. Zwiefaches Leid zerriß sein Herz: das tiefe Leid der Liebe zu einem beglückenden Wesen, das er nach den härtesten Kämpfen endlich errungen glaubte und das ihm der grimme Tod grausam entriß, und der Schmerz verlorenen Strebens, den ein Dichter „den schwersten Schmerz, der je die Menschenbrust durchzuckt“, nennt. Ob Bürger von dem „Makulatur-Lorbeer“, wie Heine spöttisch die Unsterblichkeit der Poeten bezeichnet, viel hielt, weiß ich nicht zu entscheiden; auf alle Fälle hätte er sich gerne bei Lebzeiten irgendwo ein warmes Nest gebaut, und daß ihm dies nicht gelang, dafür konnte ihn die Aussicht auf künftige Denkmäler schwerlich trösten.

Der Sänger so vieler lustiger Lieder kann persönlich kein Sauertopf gewesen sein. Wir vernehmen denn auch, daß er ein lustiger Gesell war, vielleicht etwas zu lustig, wo er manchmal hätte ernster sein müssen in seinem eigenen Interesse. Aber die ewigen Jeremiaden über sein „ausschweifendes Leben“ sind, dünkt mir, der Ausdruck einer scheelen Philistertkritik. Denn als das Gestirn Bürgers strahlend aufstieg, als der Name des jugendlichen Stürmers und Drängers von seiner „Lenore“ durch ganz Deutschland getragen wurde, da war auch die Zeit der hochgespreizt einherreitenden Adels- und Domherren, die Zeit einer brutalen Bureaokratie, die Zeit eines in Knechtschaftsdünkel — wir wissen keinen bezeichnenderen Ausdruck — versunkenen Bürgertums, und alle diese Elemente haften den echt demokratischen, freimütigen Ton, den Bürger anschlug. Wer übrigens das Studentenleben im allgemeinen kennt und wer sich aus den alten Chroniken einen Begriff gemacht hat, welche Noheiten man noch im vorigen Jahrhundert bei dem deutschen Studententum als selbstverständlich ansah, der wird wohl wissen, wie leicht es ist, einen flotten Bruder Studio der „Ausschweifung“ zu beschuldigen. Diese bequeme Gelegenheit haben denn auch Bürgers Feinde wacker ausgenutzt, und mancher wohlbeleibte Pastor, der über Bürgers „Frau Schnips“ Peter schrieb, hatte es vielleicht bei den Göttinger Landsmannschaften toller getrieben, als der arme Bürger.

Ein Poet wie Bürger, eine solche ganz im Dienst der Muses aufgehende Natur war nicht zu einem strengen Berufsgeizigen. Seine Feinde bezeichneten das natürlich als Lieberlichkeit und Faulheit. Nun, Bürger war kein flacher Vielschreiber und pflegte die dichterische Inspiration abzuwarten. Darum quoll auch bei ihm so herrlich und so formenscön wie bei sehr wenigen andren der goldene Strom der Sprache und seine Verse erreichten eine hohe Vollendung und herzbewegenden Wohlklang.

Bürger war kein Rechnungsträger. Wie sein Herz, so schlug auch seine Leier an, bestimmt, die zu erheben, die unter den Zeitverhältnissen litten. Ein Zug von unbeugsamem Stolz und Trotz geht durch die Poesien Bürgers. Das kleine Gedicht „Mannstroz“ kündigt uns die Stärke seiner Gesinnungen vor allen an:

So lang ein edler Biedermann  
Mit einem Glied sein Brod verdienen kann,  
So lange schäm' er sich, nach Gnadenbrod zu hungern!  
Und tut ihm endlich keins mehr gut,  
So hab er Stolz genug und Mut,  
Sich aus der Welt hinaus zu hungern!

Diese heroische Vorschrift ist für Bürger keine Phrase geblieben. Sein „Mittel gegen den Hochmut der Großen“ stellt sich dem „Mannstroz“ ebenbürtig zur Seite:

Viel Klagen hör' ich oft erheben  
Vom Hochmut, den der Große übt;  
Der Großen Hochmut wird sich geben,  
Wenn unsere Kriecherei sich gibt!

Oder das bekannte Gedicht, in dem ein Bauer seinen „durchlauchtigsten Tyrannen“ nach seiner Berechtigung fragt, seine Saaten zu zertreten und ihn niederzureiten! Aus all diesen Versen atmet jener freie Geist, welcher Pharisäer und Philister in Harnisch brachte. Und so kommt es, daß auch der größte Teil unserer Literaturgeschichte voll ist des Lobes über die

\*) Unser geehrter Mitarbeiter ist da doch wohl im Irrtum. Die Zeitgenossen, auch die bedeutendsten, z. B. Goethe, schätzten Gleims Verse, die uns allerdings unbedeutend erscheinen, sehr hoch und von ihrem Standpunkte aus mit vollem Rechte, übten sie doch zumteil, insbesondere die „Lieder eines preussischen Grenadiers“, mächtige Wirkung auf weite Volkskreise. Red. d. „N. B.“

herrlichen Dichtungen Bürger's, aber dem Lob wird immer der Stachel hinzugefügt, daß Bürger einen ausschweifenden Lebenswandel geführt habe und infolge dessen „verkommen“ sei. Nun, als man einst im französischen Nationalkonvent beklagte, daß das Blutgerüst so viele glänzende Talente verschlungen, rief der Dichter Chenier: „Warum fanden sich nicht Höhlen, tief genug, um dem Vaterlande Condorcets Forschungen und Bergniauds Beredsamkeit zu erhalten?“ — Und so möchten wir betonen: Statt sich zu Splitterrichtern über Bürger's Privatleben aufzuwerfen, sollten unsere Literaturhistoriker lieber fragen: „Warum fand sich niemand, der es unternahm, diesem genialen Dichter eine erträgliche Existenz zu verschaffen, die unsere Poesie um einen weit größeren Schatz von Perlen bereichert hätte, als das Elend Bürger's?“

Aber von den Freunden Bürger's waren die wenigsten in der Lage, ihm zu helfen, und die es konnten, scheinen nicht gewillt zu haben, wie die Grafen Stolberg. Die Stellung als Justizamtmanu behagte Bürger nicht und er gab sie bald auf, obwohl er kein schlechter Jurist war. Seine Feinde hatten, um ihn zu verächtigen, eine eigene Petition gegen ihn bei der Regierung zu Hannover eingereicht. Er wies indes ihre Angriffe zurück in einem Aufsätze, der auch in Beckherlins Zeitschrift „Graue Ungeheuer“ abgedruckt wurde. Die Redaktion des Göttinger Musenalmanachs scheint ihm wenig Schätze gebracht zu haben. Er übernahm dann eine Pächterei, konnte aber zu nichts kommen und verlor fast sein ganzes Vermögen dabei; anderes Unglück kam hinzu, und namentlich die Verschwendungssucht seiner dritten Frau, des „Schwabenmädchens“, ruinierten ihn vollständig. Der Mann, dem Deutschland die glänzendsten poetischen Formen seiner Zeit verdankt, mußte sein Leben durch handwerksmäßiges Anfertigen von Uebersetzungen fristen, für die von spekulativen Verlegern ein Lumpengeld bezahlt wurde. In Göttingen wurde er wohl als Privatdozent zugelassen, aber es wurde ihm kein Pfennig bezahlt, und so blieb es beim alten Elend. Bürger hat seinen Freunden oft erzählt, er habe sich an Friedrich den Zweiten von Preußen gewendet und um eine Verjorgung gebeten. Diese Verjorgung wurde ihm auch zugesagt, mit der Bitte, sich noch etwas zu gedulden. Bürger versäumte es wahrscheinlich, sich wieder zu melden, und inzwischen starb der König.

Ueber die Angriffe seiner Feinde und Reider tröstete sich Bürger mit den berühmten Versen:

Wenn dich die Lasterzunge sticht,  
So laß dir dies zum Troste sagen!  
Die schlechtesten Früchte sind es nicht,  
Woran die Wespen nagen!

Eine rührende Fürsorge für seine Kinder trieb Bürger immer wieder sich mit seinen schlechtbezahlten Uebersetzungen abzuquälen. Aber ein harter Schlag traf ihn; in der Jenaischen Literaturzeitung von 1791 brach Schiller den Stab über seine Gedichte, und dies harte Urteil von der Höhe des deutschen Parnass herab brach Bürger's Selbstvertrauen\*).

Aus diesen trüben Zeiten muß das Bild Bürger's, das sich in Gleim's Sammlung befindet, stammen. Denn es kann doch nicht jenen feurigen und lebenslustigen Bürger vorstellen sollen, der einst in Göttingen seinen Genossen die Lenore vorklamirt hat, als noch der Hainbund bestand. Die Stolberg's waren auch dabei, als Bürger an die Stelle kam:

Rasch auf ein eifern Gitterort  
Gings mit verhängtem Zügel,  
Mit schwanker Ger! ein Schlag davor  
Zersprengte Schloß und Riegel!

und als Bürger mit seiner Reitgerte an die Tür schlug, sprang der eine Stolberg erschreckt auf und glaubte den schwarzen Rappen mit dem toten Wilhelm und der wahnsinnigen haarflatternden Lenore zur Tür herein jagen zu sehen. Bürger aber, so erzählt einer seiner Freunde, „glaubte nun selbst, etwas Gutes gemacht zu haben“.

\*) Ueber Schiller's Verhältnis zu Bürger hoffen wir gelegentlich eine auf sorgfältigste Quellenforschung gegründete Arbeit bringen zu können.

Die neue mit der französischen Freiheitsbewegung der neunziger Jahre anbrechende Zeit fand Bürger schon gebrochen; seine Dichtungen erhoben sich nicht mehr zu dem früheren Glanze. Bemerkenswert ist das „Straßlied beim schlechten Kriegsbeginn der Gallier“, das die merkwürdige Strophe enthält:

Wie war mein freies Herz entbraunt,  
Getäuscht durch Erdenschein,  
Selbst gegen Hermann's Vaterland  
Tyrtäus auch zu sein!

Das „Straßlied“ war verfrüht, denn Bürger, der im Juli 1794 starb, sollte viele Siege der Franzosen erleben!

Bürger war ein Liebling der Frauen. Wenige haben die Liebe und die Männer- und Frauenschönheit so reizend besungen wie er. Aber auch seine merkwürdigen und unglücklichen Schicksale machten ihn den Frauen interessant. Bürger hat drei Frauen gehabt. 1774 heiratete er ein Fräulein Dorothea Leonhart zu Niedeck, mit der er anfangs glücklich lebte. Allein es ergriff ihn die denkbar heftigste Leidenschaft zu der jüngeren Schwester seiner Frau, Auguste Leonhart, die er unter dem Namen Molly in seinen Dichtungen unsterblich gemacht hat. Aus den Gedichten an Molly kann man die Stärke der unseligen Leidenschaft Bürger's ersehen. So entstand jenes vielbesprochene Verhältnis, das so viel Anstoß erregt hat. Bürger selbst hat in der „Beichte“, die er an seine dritte Gemahlin gerichtet hat, das seltsame und nicht zu rechtfertigende Verhältnis geschildert. „Mein Fieber,“ sagte er, „legte sich nicht, sondern wurde durch eine Reihe von zehn Jahren immer heftiger, immer unauslöschlicher. In eben dem Maße, als ich liebte, wurde ich von der Höchstgeliebten wieder geliebt. O, ich würde ein Buch schreiben müssen, wenn ich die Martirergeschichte dieser Jahre und so viele der grausamsten Kämpfe zwischen Liebe und Pflicht erzählen wollte. Wäre das mir angetraute Weib ein Weib von meinem Schlage, wäre sie minder billig und großmütig gewesen (worin sie freilich von einiger Herzens-Gleichgültigkeit gegen mich unterstützt wurde), so wäre ich zuverlässig längst zu Grunde gegangen. Was der Eigensinn weltlicher Gesetze nicht gestattet haben würde, das glaubten drei Personen sich zu ihrer allseitigen Rettung selbst gestatten zu dürfen. Die Angetraute entschloß sich, mein Weib öffentlich und vor der Welt zu heißen, und die andere, insgeheim es wirklich zu sein. Dies brachte nun zwar mehr Ruhe in aller Herzen, aber es brachte auch eine andere höchst angst- und kummervolle Verlegenheit zu Wege“ ...

Der Tod schien endlich dies Verhältnis lösen zu wollen. 1784 starb Bürger's erste Frau und nach Abfluß des Trauerjahres konnte er seine so leidenschaftlich geliebte Schwägerin heimführen. Aber das Glück war kurz; Molly starb im ersten Wochenbett schon 1786. Von diesem Schlage konnte sich Bürger nie recht erholen, und er beging einen Fehler, als er sein „Schwabenmädchen“, Elise Hahn, heiratete, ohne sie näher zu kennen, auf Grund einer poetischen Epistel, die sie an ihn gerichtet hatte. Nach einem kurzen unglücklichen Zusammensein trennte man sich; Elise Bürger, geb. Hahn, ein eitle, überspanntes Wesen, zog noch lange in Deutschland umher; sie starb 1833 in Frankfurt am Main.

Diese sonderbaren und interessanten Schicksale standen auf jenem Antlitz im gleim'schen Hause geschrieben; ich kann mir auch denken, wie jenes Antlitz gegläntzt und geleuchtet haben mag, als Bürger es noch stolz umhertrug unter den Dichtjünglingen des Hainbundes, die in Eichenhainen schwärmten und bei der Flasche Freiheitsgefänge donnerten, Klopstock anbeteten und Wieland's Schriften zu Zibibussen benutzten. Im Mondschein vergossen sie altdeutsche Tränen und als sie sich trennen mußten, fühlten sie, daß der Traum zu Ende war. „Des Grafen Gesicht war fürchterlich,“ schreibt der biedere Wolf bei der Trennung von dem jüngeren Stolberg.

Mir ist das Bild des armen Bürger's unbergeßlich; möge sich bald ein Künstler finden, der es vervielfältigt. Denn dieser Dichter gehört dem Volke, und das Weh in seinen Zügen ist ein Stück mit Tränen und mit edlem Herzblut geschriebener Geschichte des Volkes.

## Häckels Vortrag über „Die Naturanschauung von Darwin, Goethe und Lamarck.“

Gehalten auf der 55. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Eisenach am 18. September 1882.

(Schluß.)

Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts trat die naturgemäße Reaktion gegen jene dualistische Weltanschauung ein. Man wandte sich endlich wieder dem wahren Urquell aller Erkenntnis, der Natur selbst zu; und vor allem brach für die Kenntnis der lebendigen Naturkörper, für die man seit zwei Jahrtausenden fast allein aus den Schriften des Aristoteles geschöpft hatte, eine neue Ära selbständiger Beobachtung an. Die äußere Form und der innere Bau der Pflanzen und Tiere, ihre Lebenserscheinungen und ihre Entwicklung wurden jetzt zum erstenmale Gegenstand eifriger und ausgedehnter Untersuchungen zahlreicher Forscher. Die Fülle interessanter Tatsachen, welche dieser Quell der natürlichen Offenbarung spendete, mußte aber naturgemäß auch die Frage nach den bewirkenden Ursachen wieder anregen, und alsbald bricht sich auch zu deren Beantwortung die Idee der natürlichen Entwicklung wieder Bahn.

Die sogenannte Schule der „älteren Naturphilosophie“ gegen Ende des vorigen und im Beginn unseres Jahrhunderts tritt zunächst als Bannerträger dieser Idee wieder auf, gleichzeitig in Deutschland und in Frankreich. Aber auch unabhängig von dieser Schule sehen wir von derselben Idee eine Anzahl der größten Denker und Dichter unserer klassischen Literaturperiode bewegt; vor allem Goethe, Lessing, Herder, Kant; später Schelling, Flen und Treviranus; in Frankreich Lamarck, Geoffroy St. Hilaire und Blainville; in England Erasmus Darwin, den Großvater unseres Reformators, der nach den Gesetzen der latenten Vererbung eine ganze Reihe von charakteristischen Geisteszügen auf seinen Enkel übertrug.

Die Bedeutung von Goethe als Naturforscher ist in neuerer Zeit so oft und so eingehend von mehreren unserer angesehenen Biologen hervorgehoben worden, daß wir auch davon das meiste als allbekannt voraussetzen dürfen. Wir wollen daher nur jenen Punkt derselben hier beleuchten, welcher für uns heute von besonderem Interesse und zugleich sehr verschieden aufgefaßt worden ist; die Frage, inwiefern die allgemeine Naturanschauung unseres größten Dichters mit derjenigen Darwins zusammenfällt?

Gleich das Vorwort zu dem kostbaren Vermächtnis, das „Gott und Welt“ betitelt ist, drückt den monistischen Grundgedanken von Goethes allgemeiner Naturanschauung, die untrennbare Einheit von Natur und Gott in einer Form aus, die keinen Zweifel übrig läßt:

„Was war ein Gott, der nur von außen stieße,  
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!  
Ihm ziemts die Welt im Innern zu bewegen,  
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,  
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,  
Nie Seine Kraft, nie seinen Geist vermisst!“

Nehmen wir dazu nun die wundervollen folgenden Dichtungen, die „Weltseele, Eins und Alles, Vermächtnis, Parabese, EpirrHEMA“ u. s. w.; nehmen wir dazu sein ausgesprochenes Bekenntnis zur Lehre Spinozas, so können wir irgend einen wesentlichen Unterschied von unserer heutigen, durch Darwin neu begründeten monistischen Weltanschauung in der Tat nicht finden. Und wie hoch Goethe diese anschlügt, zeigt seine Frage:

„Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen  
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,  
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,  
Wie sie das Geisteszeugte fest bewahre!“

Daß sich unser großer Dichtersfürst demnach die ganze Welt nur als einen einheitlichen Entwicklungsprozeß im Sinne der hellenischen Naturphilosophie dachte, beweisen u. a. auch die Dialoge zwischen Thales und Anaxagoras in der klassischen Walspurgisnacht, mit welchem er in der Geologie an der Theorie einer allmählichen und ununterbrochenen Entwicklung unseres Planeten und seiner Gebirge festhielt. Von Anfang an war er der entschiedenste Gegner der Irrlehre von den wiederholten

gewaltigen Revolutionen unseres Erdballs, die im Anfange unseres Jahrhunderts sich entwickelte und besonders durch Cuvier zu allgemeiner Geltung gelangte. „Das Gewalttame, Sprunghafte in dieser Lehre“, sagte er, „ist mir in der Seele zuwider, denn es ist nicht naturgemäß. Die Sache mag sein, wie sie will, so muß geschrieben stehen: daß ich diese vermaledeite Polsterkammer der neuen Welterschöpfung verfluche! Und es wird gewiß irgend ein junger Mann aufstehen, der sich diesem allgemeinen verrückten Konsens zu widersetzen Mut hat!“ Nur wenige Jahre verlossen, bis diese Zuversicht sich erfüllte. Denn schon 1830 erschien Darwins ebenbürtiger Landsmann, der große Geologe Charles Lyell, und gab uns seine Kontinuitätstheorie, die heute allgemein angenommene Lehre von der allmählichen und ununterbrochenen Entwicklung der Erde aus natürlichen Ursachen; eine mechanische geologische Theorie, die ganz im Sinne Goethes alle gewaltigen Erdrevolutionen aus übernatürlichen Ursachen ausschloß.

Offenbart sich hier schon auf geologischem Gebiete Goethe als ganz entschiedener Anhänger einer monistischen Entwicklungs-idee, so gilt das noch in weit höherem Maße auf dem biologischen Gebiete. Denn die Erkenntnis des „Lebendigen, dieses köstlichen, herrlichen Dinges“, war ja sein eigenstes Lieblingsstudium; hier hat er namentlich in der Morphologie, der von ihm tief erfaßten „Gestaltenlehre“, Blicke in das innere Werden und Entstehen der organischen Formen getan, wie sie so tief und klar nur ein Genie tun konnte, der gleichzeitig Denker und Künstler, Naturforscher und Philosoph ist.

Unter den vielen interessanten Beiträgen, welche Goethe zur Morphologie geliefert hat, ist der wertvollste und am meisten ausgearbeitete die 1790 erschienene „Metamorphose der Pflanzen“. In diesem reifen Produkte seiner vieljährigen botanischen Studien, das ihn auch auf der Reise nach Italien angelegentlich beschäftigte, leitet er bekanntlich den ganzen Formenreichtum der Pflanzenwelt von einer einzigen Urpflanze ab und läßt alle die verschiedenen Organe derselben durch mannigfache Umbildung und Ausbildung eines einzigen Grundorgans entstehen, des Blattes. Damit geschah tatsächlich der erste Versuch, die unendliche Vielheit der einzelnen vegetabilischen Formen auf eine gemeinsame ursprüngliche Einheit genetisch zurückzuführen:

„Alle Gestalten sind ähnlich, doch keine gleicht der andern;  
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Geheiß!“

Dieses „geheime Geheiß“, dieses „heilige Rätsel“ ist die gemeinsame Abstammung aller Pflanzen von jener Urpflanze, während ihre speziellen Unterschiede durch Anpassung an die verschiedenen Umstände ihrer Existenzbedingungen bewirkt werden.

Wie hier in der „Metamorphose der Pflanzen“, so sucht Goethe gleicherweise auch in der „Metamorphose der Tiere“ nach dem gemeinsamen Typus oder Urbilde, aus dem alle verwandten Formen durch divergente Entwicklung hervorgegangen sind:

„Alle Glieder bilden sich aus nach ew'gen Gesetzen,  
Und die seltenste Form bewahrt im Geheimen das Urbild.  
Also bestimmt die Gestalt die Lebensweise des Tieres,  
Und die Weise zu leben, sie wirkt auf alle Gestalten  
Mächtig zurück. So zeigt sich fest die geordnete Bildung,  
Welche zum Wechsel sich neigt durch äußerlich wirkende Wesen.“

Wie sich aus zahlreichen anderen Stellen seiner morphologischen Studien über „Bildung und Umbildung organischer Naturen“ klar ergibt, war jenes „Urbild“ oder der „Typus“ die „innere ursprüngliche Gemeinschaft, welche allen organischen Formen zu Grunde liegt und die ursprüngliche Bildesrichtung durch Vererbung fortpflanzt“. Geringegen ist die „unaufhaltjam fortschreitende Umbildung, welche aus den notwendigen Beziehungsverhältnissen zur Außenwelt entspringt“, nichts anderes als die Anpassung an die äußeren Existenzbedingungen.

Daß der große Menschenkenner auch den Menschen nicht



Unter uns gefagt. (Seite 219.)

aus der Entwicklungsreihe der übrigen Wirbeltiere ausschloß, zeigt besonders klar seine Vergleichung des menschlichen Schädels mit demjenigen niederer Säugetiere. Er bezeichnet hier ausdrücklich mehrere Stellen am menschlichen Schädel als Reste des tierischen Schädels, „die sich bei solcher geringen Organisation im stärkeren Maße befinden, und die sich beim Menschen, trotz seiner Höhe noch nicht ganz verloren haben“.

Nicht weniger zeugt dafür die berühmte Entdeckung des Zwischenkiefers. Da der Mensch Schneidezähne gleich den anderen Säugetieren besitzt, schloß Goethe, daß auch der Zwischenkieferknochen, in dem sie bei letzteren wurzeln, beim Menschen ebenso vorhanden sein müsse; und er wies durch die sorgfältigste anatomische Untersuchung denselben in der Tat nach, obgleich er von den angesehensten anatomischen Autoritäten bestritten wurde.

Sehr merkwürdig ist ferner in dieser Hinsicht die Zustimmung, welche Goethe zu der bezüglichen Ansicht Kants in seiner „Kritik der Urteilskraft“ ausdrückt, einem Werke, dessen „große Hauptgedanken seinem eigenen bisherigen Schaffen, Tun und Denken ganz analog waren“. Der große königsberger Philosoph hatte die Abstammung aller organischen Wesen von einer gemeinschaftlichen Urmutter (vom Menschen bis zum Polypen herunter) für eine Hypothese erklärt, welche allein in Uebereinstimmung sei mit dem Prinzip des Mechanismus der Natur, ohne daß es überhaupt keine Naturwissenschaft geben kann; er hatte aber diese Deszendenzhypothese zugleich „ein gewagtes Abenteuer der Vernunft“ genannt. Hierzu bemerkt nun Goethe: „Hatte ich doch erst unbewußt und aus innerem Triebe auf jenes Urbildliche, Typische rastlos gedrungen, war es mir sogar gegliückt, eine naturgemäße Darstellung aufzubauen, so konnte mich nunmehr nichts weiter verhindern, das Abenteuer der Vernunft, wie es der Alte vom Königsberge selbst nennt, mutig zu bestehen.“

Zu hohem Maße zu bedauern ist es, daß Goethe die höchst bedeutende, 1809 erschienene Philosophie Zoologique von Lamarck ganz unbekannt blieb. Denn gerade in der Entwicklungslehre dieses ganz anders gefügten und streng systematisch verfaßten Werkes würde er vieles gefunden haben, was ihm fehlte; vieles, was ihm die willkommenste Ergänzung für seine eigenen unvollständigen Studien geliefert hätte. Inbezug sowohl auf die einheitliche und vollständige Durchführung der Entwicklungs-idee, als auf deren vielseitige empirische Begründung ist das große Werk von Jean Lamarck weit bedeutender, als die ähnlichen Versuche aller seiner Zeitgenossen, insbesondere als das gleichnamige Werk von Geoffroy St. Hilaire.

Wir müssen es als eine wahrhaft tragische Tatsache ansehen, daß die „Philosophie Zoologique“ von Lamarck, eines der größten Erzeugnisse der großen Literaturepoche im Anfange unseres Jahrhunderts, von Anbeginn an nur eine äußerst geringe Beachtung fand und binnen wenigen Jahren ganz vergessen wurde. Erst als Darwin volle fünfzig Jahre später dem darin begründeten Transformismus neues Leben einhauchte, wurde der vergrabene Schatz wieder gefunden, und wir können jetzt nicht umhin, ihn als die vollkommenste Darstellung der Entwicklungslehre vor Darwin zu bezeichnen. Ja, es erscheint uns als die notwendige Sühne einer großen historischen Ungerechtigkeit, wenn wir heute hier abermals (wie schon vor sechzehn Jahren in der „Generellen Morphologie“ geschehen) den großen Franzosen neben den größeren Briten und den größten Deutschen stellen. Jede der drei großen Kulturnationen von Mitteleuropa hat der Menschheit im Laufe eines Jahrhunderts einen Geisteshelden ersten Ranges geschenkt, der den Grundgedanken der einheitlichen Weltentwicklung aus natürlichen Ursachen in seiner ganzen Bedeutung erfaßte.

Während Lamarck alle wesentlichen Grundgedanken unserer heutigen Abstammungslehre klar ausdrückt und durch die Tiefe seiner morphologischen Erkenntnis unsere Bewunderung erregt, überrascht er uns nicht weniger durch die vorausschauende Klarheit seiner physiologischen Auffassung. Während damals noch ganz allgemein die falsche Lehre von einer übernatürlichen

Lebenskraft in Geltung war, erkannte Lamarck dieselbe nicht an, sondern behauptete, daß das Leben nur ein sehr verwickeltes physikalisches Phänomen sei. Denn alle Lebenserscheinungen beruhen auf mechanischen Vorgängen, die durch die Beschaffenheit der organischen Materie selbst bedingt sind. Auch die Erscheinungen des Seelenlebens sind in dieser Beziehung von den übrigen Lebenserscheinungen nicht verschieden. Denn die Vorstellungen und die Tätigkeiten des Verstandes beruhen auf Bewegungsvorgängen im Centralnervensystem; der Wille ist in Wahrheit niemals frei, und die Vernunft ist nur ein höherer Grad von Entwicklung und Verbindung der Urteile.

In diesen und anderen Sätzen erhebt sich Lamarck weit über die allgemeine Naturanschauung seiner meisten Zeitgenossen und entwirft ein Programm für die Biologie der Zukunft, das erst in unseren Tagen zur Ausführung gelangt. Bei der großen Klarheit und Konsequenz seines Systems ist es selbstverständlich, daß er auch dem Menschen seinen naturgemäßen Platz an der Spitze der Wirbeltiere anweist, und die Ursachen seiner Umbildung aus affenartigen Säugetieren erläutert. Mit gleichem Scharfsinne bespricht er aber auch eine der dunkelsten und schwierigsten Fragen der ganzen Entwicklungslehre, die Frage nach der Entstehung der ersten lebenden Wesen auf unserem Erdball. Zur Beantwortung derselben nimmt er an, daß die gemeinsamen ältesten Stammformen aller Organismen absolut einfache Wesen waren, und daß diese durch Urzeugung, unter dem Zusammenwirken verschiedener physikalischen Ursachen, unmittelbar aus anorganischer Materie im Wasser entstanden. Dergleichen einfache Organismen waren aber damals noch garnicht beobachtet; sie wurden erst ein halbes Jahrhundert später in den Moneren wirklich entdeckt.

Lamarck erreichte das hohe Alter von fünfundsichtig Jahren; er lebte mithin zwei Jahre länger als Goethe, zwölf Jahre länger als Darwin. Während aber die beiden letzteren das Glück genossen, ihren langen schönen Lebensabend von dem Sonnenglanze des Erfolges und des Weltruhms verklärt zu sehen, beschloß der arme Lamarck sein langes und arbeitsreiches Leben verkannt, einsam und in Dürftigkeit. Er hatte sogar das Unglück, zehn Jahre vor seinem Tode zu erblinden, und konnte den letzten Teil seiner großen Naturgeschichte der wirkellosen Tiere nur aus dem Gedächtnis seinen beiden Töchtern diktieren, die ihn zärtlich pflegten, und die er ohne alle Unterstützung zurück lassen mußte.

Die Vergleichung der drei großen Naturphilosophen, in denen der grundlegende Entwicklungsgedanke unserer heutigen Naturforschung am bedeutendsten und umfassendsten sich offenbarte, ist von hohem Interesse.

Auf ganz verschiedenen Wegen und durch Anwendung ganz verschiedener Untersuchungsmethoden gelangen alle drei Naturforscher schließlich zu derselben Ueberzeugung, zu der Annahme einer einheitlichen und zusammenhängenden Entwicklung der ganzen organischen Natur, allein durch die Wirkung natürlicher Ursachen, mit Ausschluß aller übernatürlichen Schöpfungswunder. Da aber alle drei zugleich tiefdenkende Philosophen sind und beständig die Einheit der gesamten Erscheinungswelt im Auge behalten, so erweitert sich ihre Entwicklungs-idee zu einer großartigen panteistischen Weltanschauung, zu derjenigen Einheitslehre, die das Wesen unserer heutigen monistischen Naturanschauung bildet.

Ich persönlich wiederhole hier meine feste Ueberzeugung, daß man diesen Fortschritt der wissenschaftlichen Erkenntnis künftig als den größten Wendepunkt in der Geistesgeschichte der Menschheit betrachten wird.

Gerade die verführende und ausgleichende Wirkung unserer genetischen Naturanschauung möchten wir hier ganz besonders betonen, um so mehr als unsere Gegner fortdauernd bestrebt sind, derselben zerstörende und zeretzende Bestrebungen unterzuschleichen. Diese destruktiven Tendenzen sollen nicht allein gegen die Wissenschaft, sondern auch gegen die Religion, und somit überhaupt gegen die wichtigsten Grundlagen unseres Kulturlebens gerichtet sein. Solche schwere Beschuldigungen, wenn sie

wirklich auf Ueberzeugung beruhen und nicht bloß auf sophistischen Trugschlüssen, können nur aus einer argen Verkennung dessen erklärt werden, was den eigentlichen Kern der wahren Religion bildet. Dieser Kern beruht nicht auf der speziellen Form des Glaubensbekenntnisses, der Konfession, sondern vielmehr auf der kritischen Ueberzeugung von einem letzten unerkennbaren gemeinsamen Untergrunde aller Dinge, und auf der praktischen Sittenlehre, die sich aus der geläuterten Naturanschauung unmittelbar ergibt.

In diesem Zugeständnisse, daß der letzte Urgrund aller Erscheinungen bei der gegenwärtigen Organisation unseres Gehirns uns nicht erkennbar ist, begegnet sich die kritische Naturphilosophie mit der dogmatischen Religion. Natürlich nimmt aber dieser Gottesglaube (!!) unendlich verschiedene Formen des Bekenntnisses an, entsprechend dem unendlich verschiedenen Grade der Naturerkenntnis. Je weiter wir in der letzteren fortschreiten, desto mehr nähern wir uns jenem unerreichbaren Urgrunde, desto reiner wird unser Gottesbegriff\*).

Die geläuterte Naturerkenntnis der Gegenwart kennt nur jene natürliche Offenbarung, die im Buche der Natur für jedermann offen daliegt, und die jeder vorurteilsfreie, mit gesunden Sinnen und gesunder Vernunft ausgestattete Mensch aus diesem Buche lernen kann. Es ergibt sich daraus jene monistische reinste Glaubensform, die in der Ueberzeugung von der Einheit Gottes und der Natur gipfelt und die in den panteistischen Bekenntnissen unserer größten Dichter und Denker, Goethe und Lessing voran, schon längst ihren vollkommensten Ausdruck gefunden hat.

Diese monistische Religion der Humanität steht mit denjenigen Grundlehren des Christentums, die dessen wahren Wert begründen, keineswegs im Widerspruch. Denn die allgemeine Menschenliebe, als Grundprinzip der Sittlichkeit, ist in der ersteren ebenso wie in dem letzteren enthalten. Die Urquelle derselben ist, wie Darwin gezeigt hat, in den sozialen Instinkten der höheren Tiere zu suchen, jenen psychischen Funktionen, welche die letzteren durch Anpassung an das gesellige Zusammenleben erworben und durch Vererbung auf den Menschen übertragen haben.

Denn der Mensch kann nur in gesetzmäßig geordneter Gesellschaft die wahre und volle Ausbildung des höheren Menschenwesens erlangen. Das ist aber nur möglich, wenn der natürliche Selbsterhaltungstrieb, der Egoismus, eingeschränkt und berichtigt wird durch die Rücksicht auf die Gesellschaft, durch den Altruismus. Je höher sich der Mensch auf der Stufenleiter der Kultur erhebt, desto größer sind die Opfer, welche er der Gesellschaft bringen muß. Denn die Interessen der letzteren gestalten sich immer mehr zugleich zum Vorteil jedes einzelnen; sowie umgekehrt die geordnete Gemeinschaft um so besser gedeiht, je mehr die Bedürfnisse ihrer Mitglieder befriedigt sind. Es ist daher eine ganz einfache Naturnotwendigkeit, welches ein gesundes Gleichgewicht zwischen Egoismus und Altruismus zur ersten Forderung der natürlichen Sittenlehre erhebt.

Die größten Feinde der Menschheit sind von jeher bis auf den heutigen Tag Unwissenheit und Aberglaube gewesen; ihre größten Wohlthäter aber die hehren Geisteshelden, welche die letzteren mit dem Schwerte ihres freien Gedankens mutig bekämpft haben. Unter diesen ehrwürdigen Geisteskämpfern stehen Darwin, Goethe und Lamarck obenan, in einer Reihe mit Newton, Galilei und Kopernikus. Indem diese großen Naturdenker ihre reichen Geistesgaben, allen Anfechtungen trotzend, zur Entdeckung der erhabensten natürlichen Wahrheiten verwendeten, sind sie zu wahren Erlösern der hilfsbedürftigen Menschheit geworden und haben einen weit höheren Grad von christlicher Menschenliebe betätigt, als die Schriftgelehrten und Pharisäer, welche dieses Wort stets im Munde, das Gegenteil aber im Herzen führen.

\*) In einem demnächst zur Veröffentlichung gelangenden Aufsatze werden wir diesen bedeutsamen Passus der hädelschen Rede, gegen den vom wissenschaftlichen Standpunkte der „Neuen Welt“ wesentliches einzuwenden ist, kritisch beleuchten.  
Red. d. „N. W.“

Wie wenig hingegen der blinde Wunderglaube und die Herrschaft der Ortodoxie imstande ist, wahre Menschenliebe zu betätigen, davon legt leider nicht nur die ganze Geschichte des Mittelalters Zeugnis ab, sondern auch das intolerante und fanatische Gebahren der streitenden Kirche in unsern Tagen. Oder müssen wir nicht mit tiefer Beschämung auf jene rechtgläubigen Christen blicken, die gegenwärtig wieder ihre christliche Liebe in der Verfolgung Andersgläubiger und in blindem Massenhasse zum Ausdruck bringen?

Glücklicherweise dürfen wir diese mittelalterlichen Rückfälle als vorübergehende Verirrungen betrachten, die keine bleibende Wirkung haben. Die unermessliche praktische Bedeutung der Naturwissenschaften für unser modernes Kulturleben ist jetzt so allgemein anerkannt, daß kein Teil desselben sich ihr mehr entziehen kann.

Angesichts der überraschenden Geschwindigkeit, mit der die Entwicklungslehre in den letzten Jahren sich ihren Eingang in die verschiedensten Forschungsgebiete gebahnt hat, dürfen wir hier die Hoffnung aussprechen, daß auch ihr hoher pädagogischer Wert immer mehr anerkannt wird und daß sie den Unterricht der kommenden Generationen ganz gewaltig vervollkommen wird. Wohl dürfen wir jetzt fordern, daß alle Unterrichtsgegenstände nach der genetischen Methode behandelt werden; dann wird auch die Grundidee der Entwicklungslehre, der ursächliche Zusammenhang der Erscheinungen, überall zur Geltung kommen. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß dadurch das naturgemäße Denken und Urteilen in weit höherem Maße gefördert werden wird, als durch irgend welche andere Methoden.

Zugleich wird durch diese ausgedehnte Anwendung der Entwicklungslehre eines der größten Uebel unserer heutigen Jugendbildung beseitigt werden: jene Ueberhäufung mit totem Gedächtnisstrom, welche die besten Kräfte verzehrt und weder Geist noch Körper zur normalen Entwicklung kommen läßt. Diese übermäßige Belastung beruht auf dem alten unausrottbaren Grundirrtum, daß die Quantität der tatsächlichen Kenntnisse die beste Bildung bedinge, während diese in der Tat vielmehr von der Qualität der ursächlichen Erkenntnis abhängt. Wir würden es daher vor allem nützlich erachten, daß die Auswahl des Lehrstoffes in den höheren wie in den niederen Schulen viel sorgfältiger geschehe, und daß dabei nicht diejenigen Lehrfächer bevorzugt werden, welche das Gedächtnis mit Massen von toten Tatsachen belasten, sondern diejenigen, welche das Urteil durch den lebendigen Fluß der Entwicklungsidee bilden. Man lasse unsere geplagte Schuljugend nur halb so viel lernen, lehre sie aber diese Hälfte gründlicher verstehen, und die nächste Generation wird an Seele und Leib doppelt so gesund sein, als die jetzige.

In erfreulichster Weise kommen diesen Forderungen die Reformen entgegen, die sich gleichzeitig auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft vollziehen. Ueberall treiben die erfreulichsten Blüten aus den verschiedensten Zweigen der Wissenschaft, und ihre Früchte werden übereinstimmend Zeugnis davon ablegen, daß sie alle aus einem einzigen Baume der Erkenntnis entspringen und ihre Nahrung aus einer einzigen Wurzel beziehen. Dank und Ehre aber den großen Meistern, die uns durch ihre genetische und monistische Naturanschauung zu dieser lichten Höhe der Erkenntnis geführt haben, auf der wir mit Goethe sagen dürfen:

„Dieser schöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür und Gesetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung, Vorzug und Mangel, erfreue dich hoch; die heilige Muse bringt harmonisch ihn dir, mit sanftem Zwange belehrend. Keinen höhern Begriff erringt der sittliche Denker, Keinen der tätige Mann, der dichtende Künstler; der Herrscher, Der verdient es, zu sein, erfreut nur durch ihn sich der Krone. Freue dich, höchstes Geschöpf der Natur, du fühlst dich fähig, Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang, Nachzudenken. Hier stehe nun still und wende die Blicke Rückwärts; prüfe, vergleiche und nimm vom Munde der Muse, Daß du schauest, nicht schwärmst, die liebliche volle Gewißheit.“

# Affen.

Simia quam similis turpissima bestia nobis!\*)

Seitdem Darwin uns den Affen zum Ahnen, beziehungsweise zum Vetter gegeben hat, ist er dem menschlichen Interesse noch näher gerückt als in früheren Zeiten, wo man verblüfft auf

dieses zoologische Rätsel blickte, auf diesen Antropomorphismus der Tierwelt, welcher nicht bloß die Gestalt des Menschen, sondern auch teilweise sein geistiges Wesen in karrikierender Weise nachahmt und dessen

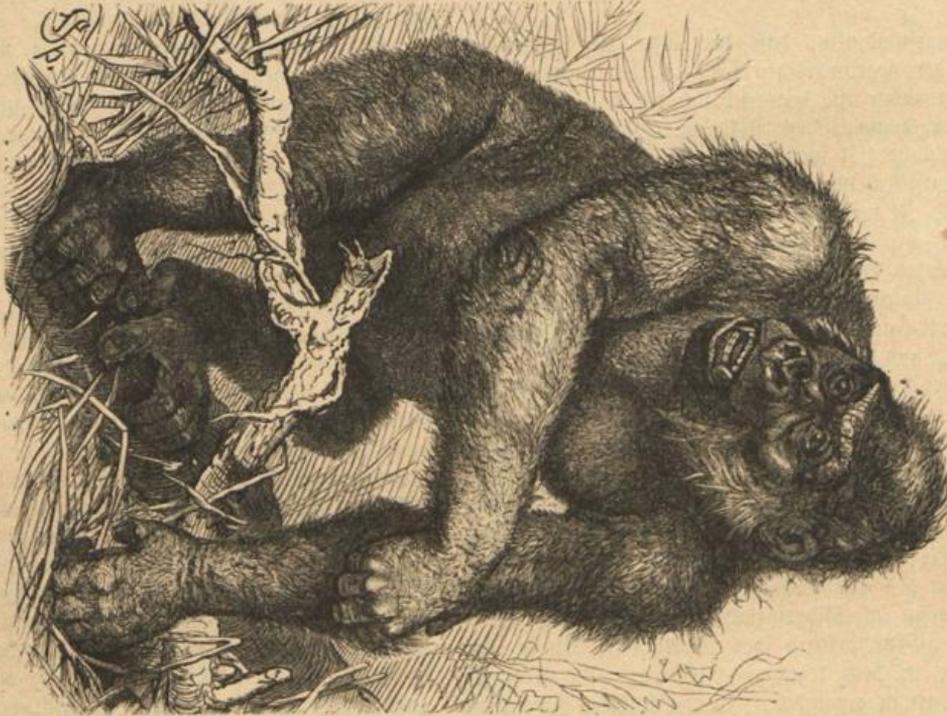
Treiben daher mehr ein Gefühl der Unheimlichkeit als des Behagens einflößt. Dem peinigenden Eindruck der Menschenverwandtschaft hat sich wohl kaum noch ein Beschauer ent schlagen, und er blickt noch aus zahlreichen Sagen, Ueberlieferungen und Gebräuchen der Völker hervor. So erzählen die Japanesen, die Affen seien ein Nest der Ureinwohner jener Inseln und sie verleugneten die menschliche

Sprache und Weise nur, um nicht in Sklaverei zu geraten. Die Araber sahen und sehen in den Affen verworfene, von Allah verdamnte und verwandelte Menschen, welche das Bild des Teufels und des Adamssohnes in wunderlicher Vereinigung zur Schau tragen. Die Indier erbauen ihnen noch heute tempelartige Häuser, in denen sie nach Belieben schalten dürfen.

Die alten Ägypter hielten gewisse Affenarten heilig, gruben ihre Bildnisse in Porphyr ein und schufen nach ihnen die Abbilder ihrer Götter. Selbst dasjenige Volk des Altertums, welches den Geist schöner Menschlichkeit am reinsten darstellte, die Griechen, haben sich zur Verehrung des frazenhaften Geschöpfes verirrt, und noch zu Diodors Zeiten (circa 66 vor Christi)

wohnte ein affenverehrender griechischer Stamm an den Küsten von Afrika, und in dem Palast der Konservatoren zu Rom sieht man die verstümmelte Abbildung eines langgeschwänzten Affen in grünem Marmor. Zu den vielverbreiteten Sagen von Waldmenschen haben die Affen Anlaß gegeben. — Darwin war der Oedipus dieser tierischen Sphinx; die Menschenähnlichkeit des Affen ist uns nicht mehr auffallend, seitdem wir das Naturgesetz des Transformismus kennen, seitdem wir wissen, daß die höheren Organismen aus den niederen auf dem Wege allmählicher Umbildung sich entwickelt haben und der Affe in dieser Stufenleiter der Organismen die Vorstufe des menschlichen Organismus darstellt.

Der Mensch hat mit dem Affen mehr gemein als die Weisheit der Anthropologen sich träumen läßt, und wenn er sich dieser Verwandtschaft zu schämen pflegt, wie ein baronisirter Parvenu seiner rustikalen oder proletarischen Anverwandten, wenn er um jeden Preis durch einen eigenen Schöpfungsakt aus einem Erdkloß apart geschaffen sein will, so ist dies so unvernünftig, so töricht, so lächerlich, daß ich sagen möchte, einer der besten Beweise für die Wahrheit dieser Erzeugungstheorie des Darwinismus sind dessen Gegner, wenigstens die Gegner aus dem erwähnten Grunde. Wie sollte denn die Menschenwürde durch die darwinische Theorie irgendwie beeinträchtigt werden? Ist der Mensch nicht, was er ist, ob er direkt aus der umorganischen Welt entstanden oder auf dem Wege der Entwicklung durch verschiedene Arten organischer Wesen stufenweise zu seiner geistigen Höhe emporgestiegen ist? Ist nicht der Mensch bewunderungswürdiger, wenn er von niederem Ursprung allmählich



Gorilla.



Orang-Utang.

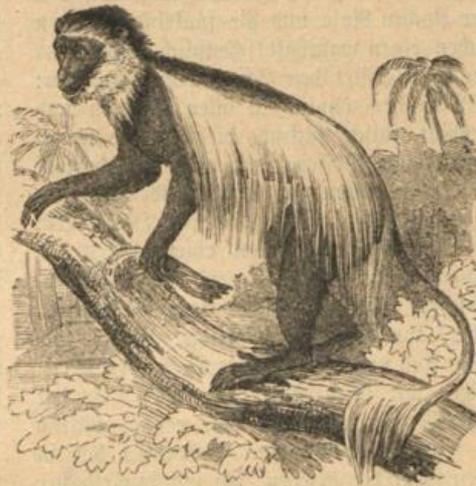
\*) Der Affe, dies sehr häßliche Tier, wie ähnlich ist er uns!

aus und durch sich selbst sich emporgerungen hat? Bewundert man einen reichen Mann nicht mehr, wenn er „mit nichts angefangen“ hat, einen Minister, wenn er der Sohn armer Eltern aus niedrigem Stand ist? — Und hat denn der Mensch wirklich so viel Ursache, auf die Tierwelt verächtlich herunterzusehen? Berechtigt ihn der Kulturgrad, den er bereits erklimmen, seine Verwandtschaft mit den Affen zu verleugnen? Ich glaube nicht. Wer mit offenen Augen das Treiben der Menschen beobachtet, das private wie das öffentliche, wird in intellektueller wie moralischer Hinsicht genug Spuren ihrer tierischen Herkunft entdecken, der wird, ohne Pessimist zu sein, gestehen müssen, daß häufig genug die Similität (wenn ich mir diese Wortbildung gestatten darf) d. i. die Affenhaftigkeit, der Humanität den Rang abläuft.

Das Geschlecht der Affen oder Vierhänder (*Quadrumanus*) ist in zahlreichen Spielarten vertreten, welche eine große Mannigfaltigkeit der Körperbildung darbieten. Schon die Körpergröße, sagt Giobel, spielt in ziemlich weiten Grenzen. Die Orangaffen erreichen Mannesgröße, die Seidenaffen und andere nur die des Eichhörnchens. Die Paviane sind kräftig, untersezt, ihre Körperformen sind stark und fleischig und ihr Bauch ist stark eingezogen; bei den Orangaffen dagegen ist der Leib stark aufgetrieben und besitzt lange, dünne Gliedmaßen; bei den Klammeraffen sind Leib und Gliedmaßen gleich dünn und mager, bei einzelnen Halbaffen sogar klapperbürr. Die einen tragen ein



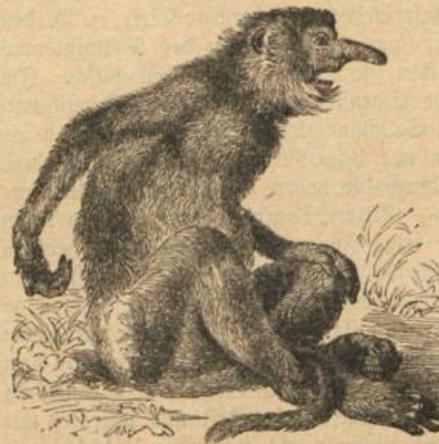
*Semnopithecus melalophus* Cuv.



Guereza.



Magot.



Babou oder Nasenaffe.

dünnes, spärliches Haarleid, welches die Umrisse des Körpers deutlich durchschimmern läßt; andere hüllen sich in einen kurzen, dichten, enganschließenden Pelz; noch andere bekleiden sich mit einem langen, lockern, der am Kopfe, Kumpfe oder Schwanze sogar buschige Mähnen, Ruten oder einen struppigen Bart bildet. Die Farben sind im allgemeinen zwar düster, grau, braun, schwarz, eintönig oder gemischt, jedoch fehlt es auch nicht an bunten Zeichnungen, hervorstechenden Tönen und darunter an solchen, welche wir sonst nirgends unter den Säugetieren finden. So mischt sich meergrüne Farbe mit grauer, weiß sticht am Kopfe scharf gegen die allgemeine schwarze Färbung ab, ja selbst grün, himmelblau, blut- und purpurrot kommen vor, wenn auch nur an nackten haarlosen Stellen. Die Ohren ragen frei hervor oder verstecken sich gar im Pelze; das Gesicht ist hundeartig verlängert oder kurz und platt. Der Schwanz fehlt oder ist mehr als körperlange. — Indessen ist die Uebereinstimmung des inneren Leibesbaus der Affen größer als man zufolge ihrer

äußeren Erscheinung vermuten möchte. Das Geripp enthält 12 bis 16 Brustwirbel, 4 bis 9 Lendenwirbel, 2 bis 5 Kreuzbein- und 3 bis 33 Schwanzwirbel; das Schlüsselbein ist stark; die Unterarmknochen sind getrennt und sehr beweglich; die Handwurzelknochen sind gestreckt, die der Finger aber teilweise verkümmert, während an den Hinterfüßen gerade der entgegensetzbare Daumen auffällt. In dem sehr verschiedenen gestalteten Schädel liegen die Augen immer vorn, in stark umrandeten Knochenhöhlen und die Jochbögen stehen nicht bedeutend vom Schädel ab. Das Gebiß enthält alle Zahnarten und zwar in ununterbrochenen Reihen, d. h. ohne Lücken zwischen den verschiedenen Zähnen: vier Schneidezähne, zwei oft außerordentlich

und wie bei Raubtieren entwickelte Eckzähne, zwei oder drei Back- und drei Mahlzähne in jedem Kiefer pflegen es zu bilden. Besonders ausgezeichnet sind sie durch ihre vier händartigen Füße, mit einem den übrigen Fingern gegenüberstehenden Daumen, der sie fähig macht, mit allen Füßen zu greifen. Dagegen sind sie kaum imstande, aufrecht zu gehen, weil ihre Hinterfüße der dazu erforderlichen Sohle entbehren und weil das schmal gebaute Becken und die schwachen Beine den Körper nur unvollkommen zu tragen vermögen, so daß sie mit eingeknickten Knien gehen.

Bei aller Ähnlichkeit zeigt also die Leibesbeschaffenheit des Affen wieder so viel Unähnlichkeit mit dem Menschen, daß die Umbildung einer Affenart zum Menschen ungeheure Zeiträume erfordert haben muß. Welcher

Abstand zwischen dem unschönen Tier mit dem hageren, behaarten Leib ohne Gefäß, den langen Armen, den dünnen Beinen ohne Waden, den Gefäßschwelen und dem langen Schwanz bei einem großen Teil der Arten, dem tierischen Kopf mit dem rückliegenden und kleinen Schädel und den eingezogenen dünnen Lippen — und dem vollendeten Menschen, nach welchem der Künstler den Apoll vom Belvedere schuf! —

Derselben Mischung von Menschenähnlichkeit und Unähnlichkeit begegnet man, wenn man die geistigen Eigenschaften des Affen einer Prüfung unterzieht. Man braucht nur sein Angesicht zu studiren, sagt Brehm, um zu wissen, weß Geistes Kind er ist. Die Beweglichkeit des Affengesichts ist unglaublich groß. In einem Nu durchlaufen es alle nur denkbaren Ausdrücke: Freundlichkeit und Wut, Ehrlichkeit und Tücke, Lusternheit, Genußsucht und hundert andere Eigenschaften und Leidenschaften geben sich rasch nach- und durcheinander auf diesem treuen Spiegel des Innern kund. Und doch will es scheinen,

als könne das Gesicht den Kreuz- und Querzügen des Affengeistes kaum folgen. Niemals aber hat dieses Gesicht einen edlen, gutmütigen, treuherzigen Ausdruck. Es kann wohl sanft erscheinen, aber alsdann fehlt auch das Kluge, Geweckte; der sanfte Affe ist ein schläfriger, trauriger Gesell. Je klüger, listiger, schlauer, tückischer, unverschämter und wilder der Affe ist, um so beweglicher, zugleich aber auch verzerrter, mißbildeter und häßlicher ist sein Gesicht. Unschuldig, kindlich sehen bloß die geistesärmeren, stilleren Affen aus, und doch ist der Wechsel in ihrem Gesichtsausdruck noch immer ein erstaunlich rascher und umfassender. Die Verschiedenheit des Gesichtsausdrucks tritt ganz besonders beim Drang-Utang zu Tage. Dieser bei voller Geistesruhe gemüthlich, menschenartig aussehende Affe wird ganz Tier, sobald sich eine Leidenschaft in seiner Seele regt. Die gefaltete, haarige Stirn, die stetschende Schnauze mit den Raubtierzähnen und der flachen Nase und die funkelnden Augen des zornigen Affen machen einen wahrhaft scheußlich abschreckenden Eindruck. — Oken charakterisirt den Affen folgendermaßen: „Die Affen sind dem Menschen ähnlich in allen Ansitten und Unarten. Sie sind böshaft, falsch, tückisch, diebisch und unständig; sie lernen eine Menge Possen, sind aber ungehorsam und verderben oft den Spaß mitten im Spiel, indem sie dazwischen einen Streich machen, wie ein tölpelhafter Hanswurst. Es gibt keine einzige Tugend, welche man einem Affen zuschreiben könnte und noch viel weniger irgend einen Nutzen, den sie für den Menschen hätten. Wachstehen, Aufwarten, verschiedene Dinge holen, tun sie bloß so lange, bis sie die Nahrung anwandelt. Sie sind nur die schlechte Seite des Menschen sowohl in leiblicher wie in geistiger Hinsicht.“ Er hat etwas Katzenartiges, sagt Masius, ist diebisch, geizig, tückisch und prahlt gern mit seinen Dbsjönitäten. Jederman hat in Menagerien diese frechen Geberden gesehen, die um so ekelhafter werden, jemebr sie in Widerspruch zu stehen scheinen mit den greifenhaften Zügen des Affengesichts. Wenn indes gewisse Naturgeschichtschreiber aus diesem „unmoralischen“ Charakter des Affen demselben eine Inferiorität gegen andere Tiere, z. B. den Hund, zuschreiben oder gar Kapital gegen den Darwinismus daraus zu schlagen suchen, so ist das entschieden falsch. Im Gegentheil beweisen diese Eigenschaften seine höhere Intelligenz, seine Willenskraft, sein Selbstständigkeitsgefühl. Von Tugend im eigentlichen Sinne kann nur beim Menschen gesprochen werden, bei dem der Charakter durch die höhere Einsicht, durch die Vernunft bestimmt wird. — Eine „Tugend“ hat man dem Affen nicht bestreiten können: seine Zungenliebe. Die Affen gebären ein Junges, wenige Arten zwei. Dies ist regelmäßig ein kleines, überaus häßliches Geschöpf, scheinbar mit doppelt so langen Gliedmaßen, wie seine Eltern sie besitzen und mit einem Gesichte, welches dem eines Eriseses viel ähnlicher sieht, als dem eines Kindes, so faltig und runzelig ist es. Dieser Wechselbalg ist aber der Liebling der Mutter, sie hätschelt und plegt es mit der wärmsten Zärtlichkeit. Sie macht sich ohne Unterlaß mit dem teuern Sprößling zu schaffen, bald leckt sie ihn, bald laßt sie ihn, bald drückt sie ihn an sich, bald nimmt sie ihn in beide Hände und weidet sich an seinem holden Anblick, bald legt sie ihn sich an die Brust, bald schaukelt sie ihn hin und her. Plinius versichert, daß die Affinnen ihre Zungen aus lauter Liebe oft zu Tode drücken, was neuerdings bezweifelt wird. Bei der geringsten Gefahr stürzt sie auf ihr Kind zu, läßt einen ganz eigentümlichen Ton hören, durch den sie es einladet, sich an ihre Brust zu flüchten. Kindlichen Ungehorsam bestraft sie mit Kniffen und Puffen, oft mit förmlichen Ohrfeigen. Indessen ist das Affenkind in der Regel so gehorsam, als es ein Pädagog nur wünschen kann. In der Gefangenschaft teilt die Affenmutter jeden Bissen Brod treulich mit ihrem Jungen und zeigt an seinem Gesicht einen solchen Anteil, daß man sich oft der Nahrung nicht erwehren kann. Der Tod eines Kindes hat in der Gefangenschaft regelmäßig das Hinscheiden der Mutter zur Folge; der Gram bringt sie um. Von der Kugel des Jägers tödtlich getroffen, stürzt die Affenmutter aus dem Wipfel, aber mit ihrer letzten Kraft faßt und hält sie das Junge und

stirbt — weinend, wie die malayische Sage hinzusetzt. Stirbt eine Affin, so nimmt das erste beste Mitglied der Bande die Waise an Kindesstatt an, und dies tut sowohl die Affin wie der Affe. Die Zärtlichkeit gegen ein Pflegekind der eigenen Art ist kaum geringer als die, welche dem eigenen Kinde zuteil wird.

Was die Intelligenz der Affen anbelangt, so kann niemand deren große geistige Begabung leugnen. Sie besitzen ein ganz vortreffliches Gedächtnis und wissen ihre Erfahrungen sehr verständig zu benutzen. Sie verstehen es, mit wirklicher Schlaueheit und List ihre Vorteile immer wahrzunehmen; sie bekunden ein Geschick in der Verstellung und lassen es oft nicht merken, daß sie irgend eine heillose Absicht in ihrem Gehirn ausbrüten; sie wissen sich Gefahren gewandt zu entziehen und finden trefflich die Mittel auf, sich gegen sie zu wahren oder zu verteidigen. Aber trotz ihres Verstandes werden sie oft auf die albernste Weise überlistet und getäuscht. Ihre Leidenschaften tragen häufig einen vollständigen Sieg über ihren Verstand davon (ungefähr wie beim Menschen). Sind jene rege geworden, so achten sie auch die plumpste Falle nicht mehr und vergessen ihre Sicherheit gänzlich über der Absicht, ihrer Gier zu fröhnen (während z. B. der Fuchs lieber argen Hunger leidet, als daß er in die Falle geht). Die Malayen höhlen harte Kürbisse durch eine kleine Oeffnung aus und füllen sie dann mit Stücken von Nahrung, namentlich mit Zucker oder Früchten, welche die Affen gerne essen. Diese zwingen nun, um zu ihrer Lieblingspeise zu gelangen, ihre Hände durch die enge Oeffnung und erfassen eines der Stücke mit solcher Gier, daß sie sich lieber fangen lassen, als das einmal Erfasste loszulassen. In solcher Weise beherrschen die Leidenschaften auch die klügsten Affen.

Die Affen gehören zu den lebendigsten, beweglichsten Säugetieren. So lange sie auf Nahrungserwerb ausgehen, sind sie nicht einen Augenblick lang ruhig. Schon die Mannigfaltigkeit ihrer Nahrung bedingt das. Ihnen ist alles Genießbare recht. Früchte, Zwiebeln, Knollen, Wurzeln, Sämereien, Nüsse, Knospen, Blätter und saftige Pflanzenstengel bilden die Hauptmasse ihrer Mahlzeiten; ein Kerbtier aber wird auch nicht verschmäht, und Eier, junge Vögeln sind Lederbissen. Da gibt es nun immer etwas zu beguden, zu erhaschen oder abzupflücken, zu beriechen und zu kosten. Solche Untersuchungen erfordern viel Bewegung, und daher ist auch die ganze Bande nie ruhig. Die Sorge um das liebe Futter ist groß; sogar der gewaltige Elefant bekommt seine Prügeln, wenn er so unverschämt ist, an der Affentafel — und das ist der ganze große Wald — schmausen zu wollen. Wir säen, aber die Affen ernten, sagen die Araber Ost-Sudans. Jeder einzelne Affe verwüstet zehnmal mehr, als er frißt, und ist deshalb nur dem abergläubischen Hindu erträglich. Gegen diese Spitzbuben hilft weder Schloß noch Riegel, weder Hag noch Mauer. Sie öffnen die Schlösser und steigen über Mauern hinweg, und was nicht gefressen werden kann, wird wenigstens mitgenommen, auch Gold und Edelsteine. Man muß eine Affenherde selbst gesehen haben, wenn sie auf Raub auszieht, um begreifen zu können, daß ein Landwirt sich halb tot über sie ärgern kann. Dem Unbeteiligten gewährt sie dagegen ein höchst unterhaltendes Schauspiel. Alle Künste gelten! Es wird gelaufen, gesprungen, geklettert, gegaulelt, im Notfall auch geschwommen. Die Künsteleien auf dem Gezweig übersteigen allen Glauben. Nur die Drangaffen und Paviane sind schwerfällig. Die übrigen sind vollendete Gaukler; sie scheinen fliegen zu können. Sätze von zwanzig ja dreißig Fuß Sprungweite sind ihnen Spaß; vom Wipfel eines Baumes springen sie dreißig Fuß hernieder auf das Ende eines Astes, beugen denselben durch den Stoß tief herab und geben sich, während der Ast zurückschnellt, noch einen mächtigen Schwung, der Schwanz oder die Hinterbeine werden als Steuer lang ausgestreckt und wie ein Pfeil durchfliegt das Tier die Luft. Sofort nach glücklicher Ankunft geht es weiter, durch die fürchterlichsten Dornen hindurch, als wandelte man auf getäfelm Fußboden. Eine Schlingpflanze ist eine höchst bequeme Treppe für die Affen, ein Baumstamm ein gebahnter Weg. Sie klettern vor- und rückwärts, kopfobert

und unterst, oben auf einem Aste hin oder unten an ihm weg. Was sie mit der Vorderhand nicht ergreifen können, fassen sie mit der Hinterhand oder die neuweltlichen Arten mit dem Schwanz, der als Steuer angewandt wird, wenn weite Sprünge gemacht werden sollen, aber auch sonst noch zu allem Möglichen dient. Bei den Neuweltaffen wird der Schwanz zur fünften oder besser zur ersten Hand. An ihm hängt sich der ganze Affe auf und wiegt und schaukelt sich nach Belieben, mit ihm holt er sich Nahrung aus Spalten und Nizen, ihn benutzt er als Treppe für sich selbst; er dient anstatt der Hängematte, wenn sein Eigner Mittagsruhe halten will.

Was das gesellige Leben unserer Tiere anbelangt, so führen nur wenige Arten ein Einsiedlerleben, die meisten schlagen sich in Vanden zusammen, von denen jede ihren festen Wohnsitz wählt. Das stärkste männliche Mitglied einer Herde wird Zugführer oder Leitaffe. Derselbe genießt unbedingten Gehorsam in jeder Hinsicht und übt sein Amt mit großer Würde aus. Von den Untergebenen wird ihm in jeder Weise geschmeichelt. Selbst das zarte Geschlecht bemüht sich, ihm die höchste Gunst, die ein Affe gewähren kann, zu bezeigen. Es beeifert sich nämlich, dem in Ehrfurcht geliebten Oberhaupt das Haarkleid von den lästigen Schmarozern möglichst rein zu halten und er läßt sich diese Huldigung mit dem Anstand eines Pascha, gefallen, dem seine Lieblingsknechtin die Füße kraut. Dafür sorgt er aber auch treulich für die Sicherheit seiner Untergebenen und ist daher in noch größerer Unruhe als sie. Nach allen Seiten hin sendet er seine Blicke, keinem Wesen traut er, und so entdekt er auch fast immer rechtzeitig eine etwaige Gefahr.

Nicht alle Affen flüchten vor Feinden; die Stärkeren stellen sich vielmehr selbst furchtbaren Raubtieren und dem noch gefährlicheren Menschen kühn zur Wehr. Die größeren Affen, zumal die Paviane, besitzen in ihren Zähnen auch so furchtbare Waffen, daß sie es mit einem Feinde wohl aufnehmen können. Die Weibchen lassen sich nur, wenn sie sich ihrer Haut wehren oder ihr Junges verteidigen müssen, in Kämpfe ein; dann aber zeigen sie verhältnismäßig eben so viel Tapferkeit als die Männchen. Die meisten Affen kämpfen mit Händen und Zähnen, sie krazen und beißen, manche Arten kämpfen auch mit Stöcken, besonders mit abgebrochenen Baumästen und schleudern Steine, Früchte, Holzstücke und dergleichen von oben herab auf ihre Gegner. Die beispiellose Wut der Affen, welche deren Stärke noch bedeutend steigert, kann auch dem Menschen gefährlich werden und sie nimmt dem Feinde nur zu häufig die Gelegenheit, ihm einen entscheidenden Schlag beizubringen.

Wie hoch die Affen ihr Alter bringen, kann nicht genau angegeben werden, doch darf man annehmen, daß die größeren Arten einige vierzig Jahre alt werden können. Bei uns zu Lande leiden alle außerordentlich von dem rauhen Klima. Die Kälte drückt sie sehr, verstimmt sie und macht sie still und traurig. Gewöhnlich bekommen sie auch bald die Lungenwindtraug. Der arme, sonst so lustige Bursche sitzt traurig und elend da und schaut den Menschen kläglich-bittend, ja wahrhaft menschlich in das Gesicht. Je mehr er seinem Ende zugeht, um so milder wird er; das Tierische verliert sich ganz und gar und eine edlere Seite seines Wesens tritt immer heller hervor. Er erkennt jede Hilfe mit größtem Danke und sieht bald im Arzt seinen Wohltäter. Man hat oft beobachtet, daß Affen, denen einmal ein Aderlaß verordnet war, wenn sie sich wieder krank fühlten, dem Arzte immer gleich den Arm hinhielten.

Doch es ist Zeit, daß wir uns zu den Affen unseres Bildes wenden, das der im Verlag von Brockhaus in Leipzig seit etwa Jahresfrist in Lieferungen erscheinenden „Illustrirten Naturgeschichte der Tiere“ von Ph. L. Martin entlehnt ist, einem vortrefflichen Werke, dessen Tendenz es ist, ein bisher von fast allen Lehrbüchern der Naturgeschichte vernachlässigtes Feld, nämlich die Praxis der Tierkunde, die Anwendung für das praktische Leben, zu kultivieren. Der Lebenszweck des Einzelwesens für seine Bestimmung im Haushalt der Natur wird uns

mit unverkennbarer Deutlichkeit vorgeführt und zugleich gezeigt, wie äußerst notwendig es ist, daß der Mensch in seinem eigenen Interesse für die Erhaltung der ihm nützlichen Geschöpfe Bedacht zu nehmen hat.

Die Naturgeschichte teilt die mannigfaltigen Arten der Affen (Handtiere, Primates) ein in Affen und Halbaffen. Die Affen im eigentlichen Sinn gliedern sich in drei Gruppen. Die erste Gruppe umfaßt die Affen der alten Welt, deren wissenschaftlicher Name Catarrhinae (Schmalnafen) sie als Tiere bezeichnet, deren Nasenlöcher sich nach unten öffnen. Sämtliche Affen unseres Bildes gehören dieser Gruppe an, welche wiederum in mehrere Familien zerfällt. Unter diesen steht die Familie der Menschenaffen (Anthropomorphae), als die menschenähnlichste obenan. Die Glieder dieser Familie sind schwanzlos, haben ein nacktes, menschenähnliches Gesicht und einen mit langen grauen Haaren besetzten Leib. In drei Sippen verzweigt sich diese Familie: 1) Schwarze Menschenaffen (Troglodytes), mit höchstens bis zu den Knöcheln reichenden Vordergliedern und dreizehn Rippenpaaren. Ihre Heimat ist Afrika. 2) Rote Menschenaffen (Simia), in Ostindien heimisch, mit verlängerten Armen und zwölf Rippenpaaren. 3) Gibbons (Hylobates), schwanzlose, asiatische Baumaffen, mit außerordentlich langen Armen und Händen und kleinen nackten Stellen am Hintern. Die 1. Sippe wird durch drei Arten repräsentirt, durch den Gorilla, den Schimpanse und den Tschego. Den ersteren erblicken wir auf unserem Bilde.

Der Gorilla ist der größte und mächtigste Menschenaffe, der in aufgerichteter Stellung bis 1,65 Meter erreichen kann. Die große Schulterbreite, die kolossalen, mit riesigen Daumen bewehrten Hände und das diabolische Gesicht geben diesem herkulischen Affen ein wahrhaft furchterregendes Aussehen. Der junge Gorilla hat einen runden Kopf mit ziemlich gewölbter Stirn, ausgeprägten Augenbrauenbogen, glatter Nase, großem Maul, sehr menschenähnlichen kleinen Ohren, mächtige Brust und Glieder und einen stark vorgetriebenen dicken Bauch. Die derbe Haut schlägt überall weite Falten, auch auf der Stirn, so daß der Ausdruck des Gesichts wie Karl Vogt sagt, etwa der eines alten nachdenklichen Negers ist. Bei dem alten Männchen, weit mehr als beim Weibchen, entwickeln sich das Gebiß und die Leisten des Schädels in furchtbarer Weise, wie dies unser Bild zeigt. Der Nacken des alten Gorilla ist ein wahrer Stiernacken, die Brust gewölbt, der Bauch, wenn auch nicht so dick wie bei den jungen, immerhin ansehnlich. Die Glieder sind gewaltig muskulös, Hände und Füße dem Menschen am ähnlichsten. Das Vordergesicht ist nackt, die überall schwärzliche Haut mit schlichten grauen Haaren besetzt, die einen schwachen Vadenbart und einen mäßigen Schopf auf Scheitel und Nacken bilden. Der Gorilla lebt in den dichtesten Waldungen der Westküste des tropischen Afrika nahe am Gabun, läuft gewöhnlich auf allen Beinen, erklettert leicht Bäume, auf welchen er sich aus Zweigen und Blättern Ruhestätten baut und nährt sich von Früchten, Blättern und einer besonders in Büschen wachsenden Grasart. Das gewöhnliche Geschrei ist kläglich, das Wutgeschrei gleicht dem Brüllen des Tigers. — Die Geschichte des Gorilla ist mit vielen Fabeln durchwebt, und manche Schilderungen scheinen stark mit Jägerlatein veretzt zu sein, auf das sich die farbigen Waidmänner noch besser zu verstehen scheinen, als die weißen. Indessen werden wir wohl der Schilderung Brehms Glauben schenken dürfen, welche den Gorilla als einen der furchtbarsten Bewohner tropischer Waldungen darstellt. Unfre Leser wissen aus einem der früheren Jahrgänge der „N. W.“ noch näheres über dieses interessante Tier.

Ganz anders geartet ist der Vertreter der roten Menschenaffen, den wir auf unserem Bilde sehen, der Orang-Utang, welchen viele unserer Leser als einen guten Bekannten vom Tiergarten erkennen werden. Er lebt in den sumpfigen Tiefwäldern und Dschungeln der Insel Borneo, seltener auf Sumatra. Der Reisende, der die Urforsten dieser Inseln durchstreift, gewahrt überrascht, ja erschreckt, die ins Dickicht zurücktretende ernstblickende Gestalt mit langem Kimbart und fast

zur Erde reichenden Händen, und der malaiische Führer flüstert ihm warnend und mit beinahe religiöser Scheu zu, der Meias (wie die Eingeborenen den Affen nennen) sei der eigentliche rechtmäßige Oberherr dieser Wälder und in seiner Hülle wohne die Seele längstverstorbenen Vorfahren. Der Drang-Utang erreicht die Größe von 1,35 Meter, hat ein zottiges, rostbraunes Haar und bleifarbene, äußerst bewegliche Lippen, die er wie einen Rüssel vorstrecken oder zurückziehen kann und die ihm offenbar auch als eine Art Tastorgan dienen. Als Nahrung liebt er besonders die köstliche, nußartige Frucht des ulmenähnlichen Durianbaumes (*Durio Libethinus*). Sie hat die Größe eines Manneskopfs und ihre harte, mit langen Stacheln besetzte Schale, die man in den Haushaltungen stets nur mit dem Beile öffnet, wird von dem starken Tiere mit den bloßen Fingern auseinandergerissen, denn seine Körperkraft ist geradezu erstaunlich. Der Drang-Utang hat wenig von dem sanguinischen Charakter, der sonst die Affen kennzeichnet. Wie trübsinnig sitzt oder hängt er oft stundenlang auf den Zweigen eines Baumes und nur angegriffen entwickelt er die angeborene Wildheit. Dem leicht erregbaren, stets beschäftigten, zu Mutwillen und Scherzen aufgelegten Schimpanse gegenüber würde, wie Karl Vogt bemerkt, das Schulzeugnis etwa lauten: Stilles, sinniges Kind, ernsthaft und nachdenklich, sogar langweilig, hats innerlich. Unter allen Affen zeigt er am meisten Gehirnentwicklung und ist nicht selten als Diener in Haushaltungen oder selbst als Matrose benutzt worden. Von den zahlreichen glaubwürdigen Geschichten, die als Zeichen seiner Intelligenz von ihm erzählt werden, sei nur die folgende erwähnt, von einem im Besitze des Holländers Bosmaern befindlich gewesenen Weibchen. Als man ihm eines Tages das Schloß seiner Kette mit dem Schlüssel öffnete, sah es mit großer Aufmerksamkeit zu, untersuchte alsdann das Schloß sorgfältig und nahm sodann ein Stückchen Holz, steckte es ins Schließelloch und drehte es nach allen Seiten um.

Der Gattung der Menschenaffen steht die der Schwanzaffen (*caudatae*) gegenüber. Sie haben einen mehr oder minder entwickelten Schwanz, Gefäßschwielen und meist auch Backentaschen. Die Gattung verzweigt sich in mehrere Familien. Zur Familie der Schlangaffen (*Semnopithecus*) — ostindische Baumaffen von schlanker Leibesgestalt mit wohlentwickelten Daumen und langen Schwänzen — gehört der Kahau oder Nasenaffe, der in den heißen Niederungen von Borneo gesellig lebt und seinen Namen den lauten Tönen verdankt, die er häufig ausstößt und welche wie kahau! klingen. Sein besonderes Kennzeichen ist die vorspringende, verzerrte Menschennase, welche wie ein Rüssel beweglich ist und vorgeschoben oder zurückgezogen werden kann und deren große Löcher bedeutend ausgedehnt werden können. Es ist ein wahres monstrum nasale, wie unsere Abbildung zeigt. Dieser monströse Gesichtserker, durch den sich der Kahau ein menschliches Aussehen anzumaßen sucht und den er auf unserem Bilde in die Welt hinausstreckt, als ob er die Jägersche Seelenriecherei in großem Stile betriebe, ist indes ein Produkt der Jahre, denn in der Jugend hat er ein vorwiegend aufgestülptes Stuznäschen, das sich bei einer anderen im nördlichen Tibet heimischen, verwandten Art das ganze Leben hindurch erhält. Die Lebensweise dieser merkwürdigen Tiere ist noch wenig bekannt; sie sind als wild und bössartig gefürchtet, werden aber viel erlegt und gegessen.

Unsere Familie hat noch andere merkwürdige Mitglieder. Eine sehr interessante Sippe bildet der *Semnopithecus melalophus*, der wohl mit dem *Budeny* der Javanesen identisch ist. Er zeichnet sich durch seine große von den Kopshaaren gebildete famose Pelzmütze aus, die über die Stirn hereinfällt und zu beiden Seiten der Wangen hervortritt, welcher angeborene Schmuck ihn zum Helden eines Sacher-Majochschen Romans empfehlen dürfte. Im übrigen lautet sein Stedtbrief: Lebhaft fahlrot mit Goldglanz, Unterseite lichtgelb mit rostfarbigem Anflug, über den Augen ein schwarzer Streifen, Gesicht bläulich, Lippen fleischfarbig, Augen braun, Hände und Schwielen schwarz.

Die Familie der in Abessinien heimischen, den Schlangaffen ähnlichen Stummelaffen, *Colobus*, aber mit stärkerem Gebiß, verkümmertem Daumen und ohne Backentaschen, ist auf unserem Bilde durch den *Guereza* vertreten, den Brehm für den schönsten Affen erklärt und für den er beinahe schwärmt. Seine Färbung ist zwar nicht lebhaft, aber äußerst angenehm und seine Behaarung so eigentümlich und zierlich, wie kaum bei einem anderen Tier. Sein ganzer Leib ist schön sammet-schwarz, schneeweiß gefärbt sind dagegen eine ihm eigentümliche Stirnbinde, die Gegend der Schläfe, die Seiten des Halses, das Kinn und die Kehle und sein schöner Haarmantel, der gleich dem *Burnus* eines dahinjagenden Beduinen im Winde flattert, wenn das Tier sich bewegt, sowie eine Einfassung um die nackten Gefäßschwielen und die buschige Schwanzquaste. Das Verdienst der Entdeckung dieses wunderschönen Geschöpfes gebührt unserem Landsmann Ruppell, welcher es bei seiner großen Reise in Abessinien in der Provinz Gobjam auffand. In Tiergärten war er aber unbekannt bis vor einigen Jahren, wo mehrere Exemplare von Joseph Eßler eingefangen und mit dem schwarzen Dschelada nach Europa gebracht wurden.

Unser Bild führt uns endlich noch den Harlekin der Bärenführer vor, den in Algerien, Marokko und auf dem Felsen Gibraltars wohnenden *Magot*, welcher der Familie der *Makaken*, *Macacus*, angehört. Es sind mit Ausnahme unseres *Magot* asiatische Affen von mehr gedrungener Gestalt, mit vorspringender Schnauze, stärkerem Gebiß, einfachem Magen, Backentaschen und einem Schwanz, der nie länger wird, als der ganze Körper. Der *Magot* ist von schwächlichem Körperbau und hochbeinig. Sein runzeliges Gesicht ist fleischfarben, die Ohren sind rund und menschenähnlich, der Schwanz ist nur ein kurzer, kaum sichtbarer Stummel. Sein Pelz ist ziemlich reichlich, auf der Unterseite des Leibes aber spärlich. Im Gesicht zeigt sich ein dichter, gelblichweißer Bart. Die Körperlänge beträgt etwa zwei Fuß. Er ist sehr klug, listig und verschlagen, gewandt, behend und kräftig und weiß sich im Notfall mit seinem vortrefflichen Gebiß ausgezeichnet zu verteidigen. Bei jeder leidenschaftlichen Erregung verzerrt er das Gesicht gräulich, bewegt die Lippen schnell nach allen Richtungen hin und her und klappert auch wohl mit den Zähnen. Er ist kein ausschließlicher Pflanzenfresser und sein Lieblingsgericht sollen die Skorpionen sein, deren giftigen Stachel er geschickt auszukurpsen versteht. Der *Magot* ist derjenige Affe, von welchem *Plinius* berichtet, daß er alles nachahme und sogar das Brettspiel lerne.

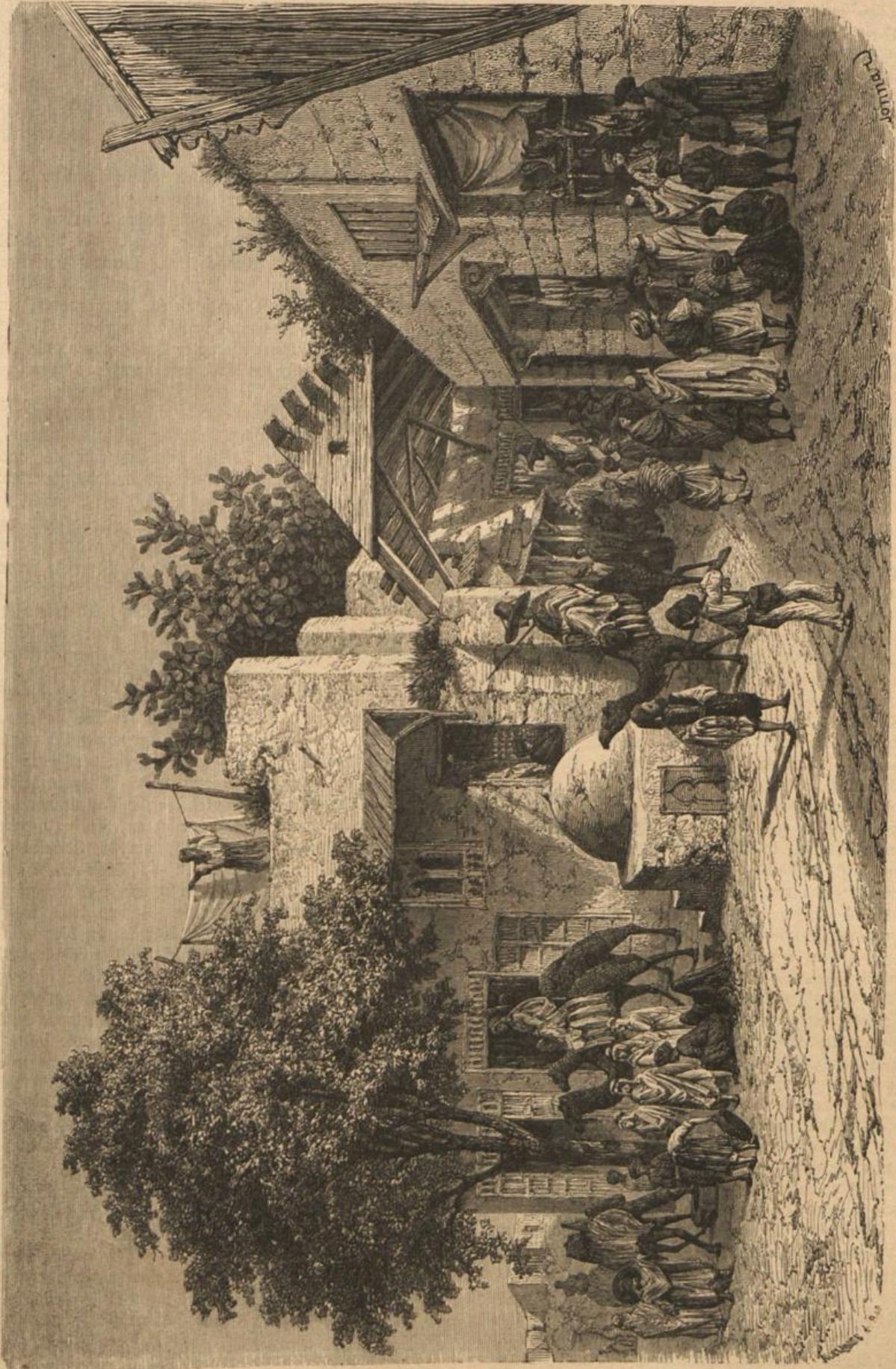
St.

### Aus dem Leben eines Konventsmannes.

Levassieur ist der Name eines Mannes, der zu den achtungswürdigsten Erscheinungen der französischen Revolution gehört. Einer jener „Prokonsuln“, welche als Zivilkommissäre ausgesandt, die Armeen zum Sieg trieben, erfüllte er mit der Unbeugbarkeit und Pflichttreue eines alten Römers seine Mission und nahm furchtlos die volle Verantwortlichkeit für sein Handeln auf sich. Er überlebte die Republik, das Kaiserreich, die zweite

Bourbonenmonarchie und sah noch die Tage des Bürgerkönigtums. Er starb in dem Bewußtsein, seine Schuldigkeit getan zu haben; und unbeirrt durch die Schmähungen und schiefen Urteile der Zeitgenossen, vertraute er sein Andenken zuverlässlich der Nachwelt an.

„Gut,“ schreibt er in seinen Memoiren, „gut, klage man uns an, da das nun einmal Mode ist! Die Freunde der Freiheit



Carlson

Ein Bazar in Tunis. (Seite 220.)

selbst — mögen sie nicht von den Wohlthaten der Revolution reden, ohne „die blutige Aera von 1793“ zu verwünschen! Wir haben uns an diese gedankenlose Achtung gewöhnt, und appelliren dagegen an unser Gewissen, und an das strenge aber unparteiische Urtheil der Nachwelt! Aber entstelle man wenigstens nicht die Thatfachen, um uns verurtheilen zu können! Lasse man uns die volle Verantwortlichkeit unserer Handlungen, unserer wirklichen, vollständigen Handlungen, mit ihren staunenswerten Erfolgen! Es ist grausam und ungerecht, unsere Revolutionsregierung in zwei Abschnitte zu teilen, und auf uns alle Uebel zu laden, das Gute aber, welches daraus hervorgegangen, uns vorzuenthalten.

Um jedem Vorwurf, als gleiche man uns, auszuweichen, pflegt man die Zeit der Republik zu verdammen. Es ist das eine traurige Geistesverirrung unserer modernen Liberalen (der alte Konventmann hätte erst unsere „modernen Liberalen“ kennen sollen); ihre Besürchtungen sind albern. Niemand wird man die kalte Berechnung unserer Tribünenhelden mit der leidenschaftlichen Glut eines Danton, oder ein Charakter unserer Millionär-Bankiers mit der Genügsamkeit Robespierres oder dem Stoisizismus St. Just's vergleichen können. Wäre es nicht endlich Zeit, diese kindische Angst abzuschütteln und uns nach unseren Taten zu richten? Indem ich auf die Ereignisse von 1793 mit einer Unparteilichkeit zurückschle, als habe ich keinerlei Rolle gespielt, weise ich die Verantwortlichkeit für keine meiner Handlungen von mir, aber ich beanspruche auch meinen Anteil an der Dankbarkeit und dem Ruhm für das Gute, welches sie hervorgebracht haben. Ja, die Ernennung von Kommissären mit unbeschränkten Vollmachten war ein tyrannischer Akt; ja, dieser Akt der Regierung öffnete der Willkür ein breites Thor, aber es war das einzige Mittel, Frankreich zu retten: das war, das ist meine Ueberzeugung; und die Thatfachen sind da, um zu beweisen, daß der Triumph unserer Waffen und die Gründung der Republik ganz wesentlich dieser Maßregel zu verdanken sind.“ Und einige Seiten weiter:

„Man läuft große Gefahr, irre zu gehen, wenn man den Maßstab ruhiger Zeiten an eine Aera der Krisis und des Kampfes legt. Es handelte sich damals vor allem darum, das Vaterland zu retten, die Republik zu retten, die Republik zu begründen. Und der Verrat eines einzigen Generals konnte Frankreich verderben.“ — „Die militärische Situation, man muß es gestehen, war erschreckend, und es bedurfte einigen Muths, ihr kaltblütig ins Antlitz zu schauen, um nicht an dem Heil Frankreichs zu verzweifeln! Diesen Muth haben wir gehabt; und wir haben die einzigen Mittel benutzt, die uns zu Gebot standen. Will man einen Beweis, daß wir recht hatten mit unserem Mißtrauen gegen die Militärs, so vergleiche man nur unser Handeln mit dem der Girondisten unter ähnlichen Verhältnissen. Als sie den Aufstand organisiren wollten, fanden auch sie auf allen Seiten dem Adel angehörige Offiziere und Generale, auf welche sie sich stützten. Sie hüllten sich nicht wie wir in das nötige Mißtrauen, sich zu schwach fühlend, um ohne geübte Generale auch nur einen Moment lang das Feld behaupten zu können, warfen sie sich rüchhaltlos den Wimpfen, Piccy und Konjorten in die Arme. Was war die Folge? Ueberall die Girondisten von den Royalisten verraten! Ueberall die Schilderhebung der Girondisten zum Spiel und Werkzeug der Emigration gemacht. Ein gleiches Vertrauen hätte uns ähnliches Unglück gebracht. Was mußten wir also tun? Die alten Offiziere benutzen, da die Nothwendigkeit uns hierzu zwang, aber dabei fortwährend auf unserer Hut sein, wie wenn man verbündete Truppen gebraucht, deren Treue nicht gut verlässlich ist. Vor allem mußte man den Soldaten den Charakter als Bürger bewahren, und verhindern, daß sie militärischen Korpsgeist annahmen und sich ihren Führern allzusehr attachirten. Man mußte jeden General absetzen, der ehrgeizige Absichten verriet, mochte er zwanzigmal ein militärisches Genie sein, denn nicht von dem Talent einzelner, sondern von der Begeisterung aller konnten wir Rettung erwarten. Der Konvent hatte dekretirt, daß das fran-

zösische Volk keine Eroberungen mache, und für einen Verteidigungskrieg ist der Patriotismus die beste aller Waffen.“

So weit Levasseur. Beiläufig sei bemerkt, daß, was man damals unter „Patriotismus“ verstand, der Inbegriff aller Bürgertugenden war, und nicht mit jenem Wechselbalg zu tun hat, welchen seitdem Servilität und Chauvinismus erzeugt haben und für den einzig wahren Patriotismus ausgeben.

Die Ansichten des alten Konventmanns über „militärischen Korpsgeist“ und Verwandtes sind nach den jetzt herrschenden Begriffen sehr lezerisch, immerhin aber beachtenswerth und interessant.

Thatfache ist, daß das Vorwalten solcher Ansichten der französischen Republik zum Siege verholfen hat.

Und nun eine Episode aus dem Leben Levasseurs.

Wir sind im Jahre 1793. Die Armeen der Republik, anfangs siegreich, werden zurückgedrängt. General Custine, der Eroberer von Mainz, hat sich durch sein zweideutiges Benehmen verdächtig gemacht, und ist, durch Befehl des Konvents, inmitten seiner Armee (der Nordarmee) verhaftet worden. Diese Maßregel brachte begreiflicherweise unter den Truppen, die ihm sehr zugetan waren, eine große Erregung hervor; es kam zu Tumulten, eine allgemeine Meuterei schien zu drohen.

„Der Wohlfahrtsausschuß wurde schleunigst von dieser bedenklichen Stimmung unterrichtet. Wie die gährenden Gemüther beruhigen? Das geringste Zeichen der Schwäche — und alles war verloren. Nur Entschlossenheit und Kaltblütigkeit kann uns retten und den Aufruhr sogar zum Vorteil der Republik wenden. Es gilt nun, die bewaffnete Macht der Zivilgewalt unterzuordnen, und den erbitterten Soldaten begreiflich zu machen, daß sie nicht die kleinen Werkzeuge eines Mannes, sondern bewaffnete Staatsbürger seien — bewaffnet zur Verteidigung des Vaterlandes und vor allem der Autorität des Nationalkonvents unterworfen. Man beschloß also in das Lager von Cesar, wo der Haupttheater der Unzufriedenheit war, einen Volksvertreter mit unumschränkten Vollmachten zu schicken, der in seinen Händen die ganze Autorität des Konvents vereinigte. Nachdem dieser Beschluß gefaßt worden, bestellte mich der Wohlfahrtsausschuß in seine Mitte. Ich traf nur Carnot, der namentlich mit Leitung der Armeen betraut war und von dem ein berühmter Feldherr (Hoche?) gesagt hat: „Er organisirte den Sieg in seinem Arbeitszimmer (Il organisait la victoire du fond de son cabinet).“

„Die Nordarmee, redete er mich an, ist in offenem Aufruhr, es bedarf einer festen Hand, um die Rebellion zu ersticken. Wir haben dich gewählt.“ — „Diese Wahl ehrt mich, Carnot, aber mit Festigkeit ist nicht getan; es bedarf auch der Erfahrung, militärischer Kenntnisse — und diese wesentlichen Erfordernisse gehen mir ab.“ — „Wir kennen dich, und wissen was du leisten kannst. Der Anblick eines geachteten Mannes, eines Freundes der Freiheit und des Vaterlandes wird genügen, um die verirrten Geister in den Weg der Pflicht zurückzuführen.“

— „Aber wahrhaftig, Carnot, schon mein Körper macht mich untauglich. Sie doch, wie klein ich bin, — wie sollte ich mit einem solchen Keuferen deinen Grenadiere Respekt einflößen?“

— „Alexander magnus corpore parvus erat,“\*) entgegnete Carnot lächelnd. — „Ja, aber Alexander hatte seine Jugend im Lager zugebracht; er hatte von der Pike auf gebient — er wußte wie man mit Soldaten umgeht.“ — „Freund, die Verhältnisse machen den Menschen; deine Charakterfestigkeit und deine Begeisterung für die Republik sind uns genügende Bürgschaften.“

— „Gut, ich nehme an. In Ermangelung militärischer Kenntnisse verspreche ich dir wenigstens Eifer und Muth. Wann muß ich abreisen.“ — „Morgen.“ — „Ich werde bereit sein.“ — „Morgen erhältst du das Delvet, Waffen und die Uniform eines Konventskommissärs.“\*\*) — „Und meine Instruktion?“ — „Du hast sie in deinem Herzen und deinem Kopf; den Umständen

\*) Lateinisch. Alexander der große war klein von Körper.

\*\*) Das Kostüm der Kommissäre „in Mission“ bestand in einem mit dreifarbigem blau, mit rotem Federbusch geschmückten runden Hut, um den eine dreifarbige Tassischärpe geschlungen war. Auch um die Hüfte geschlungen trugen sie ein dreifarbiges Schwert.

gemäß wirst du sie da finden. Du hast unbeschränkte Vollmacht. Lebe wohl. Guten Erfolg!"

— Als ich in Cambrai ankam, erstattete der ganze Generalsstab mir den üblichen Besuch ab. Ich nahm die Glückwünsche hin, wie ein Mann, der von dem Bewußtsein seiner Würde durchdrungen ist. Anfangs fühlte ich mich etwas beklommen inmitten dieser militärisch aussehenden Offiziere, die ja den Zweck meiner Sendung genau kannten und mitunter einen Anflug von sardonischem Lächeln nicht unterdrücken konnten. Aber das waren nur leichte Regungen, die sich durch keine Miene verrieten.

"Woher kommt die Unzufriedenheit der Armee?" fragte ich.

"Sie wissen es sehr wohl, Bürger Volksvertreter!"

"Antworten Sie mir, ich will es von Ihnen hören."

Meine Gäste blickten einander an.

"Die Soldaten wollen Custine zurückhaben," antwortete mir der älteste General.

"Das weiß ich, aber aus welchem Grund?"

"General Custine verstand es, Mannszucht zu halten."

"Ein anderer wird das ebensogut verstehen und jeden Verstoß gegen die Pflichten des Soldaten und des Bürgers bestrafen. Mit welchem Recht darf eine Armee sich unterfangen, der Nationalvertretung Befehle vorschreiben zu wollen?... Eine Armee, die sich herausnimmt, das zu tun, befindet sich in Aufruhr. Ihre Pflicht ist es, dem Oberbefehlshaber zu gehorchen, welchen die Regierung Ihnen gibt — Sie haben keine andere Pflicht. Die Soldaten wissen es sehr wohl, aber nicht alle Offiziere scheinen es zu wissen. Ich mache Sie für den Ungehorsam Ihrer Truppen verantwortlich."

Von neuem sahen sich meine Gäste an, aber von dem spöttischen Lächeln ist keine Spur mehr zu bemerken.

"Ihr Kopf bürgt mir für die Disziplin Ihrer Truppen. Sie wissen so gut wie ich, daß die Regierung allein das Recht hat, ihre Generale zu ernennen; daß der Regierung allein die Entscheidung darüber zusteht, ob sie ihr Vertrauen verdienen oder nicht."

Während ich sprach, beobachtete ich die Gesichter meiner Gäste; die obersten Offiziere waren offenbar verblüfft, aber die Masse der Offiziere schien keinen sonderlichen Respekt vor einem Manne zu haben, der keinen Säbel an der Seite und keinen Schnurrbart unter der Nase trug. Mehrere stießen einander sogar mit den Ellenbogen an, um ihre Verachtung zu bezeigen. Ich tat als ob ich es nicht bemerkte, nahm ruhig eine Feder und schrieb:

"Der Kommissär des Nationalkonvents ordnet an, daß er morgen früh, Punkt 8 Uhr, Musterung über die Armee halten wird."

Ich stellte sofort meinen Befehl dem ältesten General zu. "Also morgen, Punkt 8 Uhr, General Kilmaine — nicht eine Minute später!"

Mich zu den übrigen Offizieren wendend:

"Also auf morgen. Dann werden wir uns kennen lernen!" Sie verabschiedeten sich der Reihe nach von mir und waren alle etwas verlegen, während ich ihren militärischen Gruß kalt erwiderte.

Beim Hinausgehen hörte ich aber doch einen vor der Tür zischeln: "Ach, wie das kleine Bürschchen die Rolle einer großen Personage gespielt hat." — "Wie wird er sich morgen anstellen?" meinte ein anderer. Da schloß sich die Türe.

Den folgenden Tag zur festgesetzten Stunde war ich im Lager. Vierzigtausend Mann standen unter Waffen.

Wir können nun abkürzen.

Wenige Worte des "kleinen Bürschchens", der ausgerüstet kam mit der ganzen Autorität des Nationalkonvents, und das donnernde „vive la Republique!“ der Soldaten verkündigte den durchschlagenden Erfolg. Die Nordarmee war unterrichtet und auf den Weg der Pflicht zurückgeführt.

"Wir Zivilkommissare," schreibt Levasseur bei dieser Gelegenheit, "waren für die Republik, was die Nerven, welche den Verkehr mit dem Gehirn vermitteln, für den menschlichen Körper sind — wir setzten die Armeen, gewissermaßen die Glieder des Staatskörpers, mit dem Hirn: dem Nationalkonvent in Verbindung."

## Der Alkohol — Todfeind oder Gutfreund?

Kulturgeschichtliche Studie von Bruno Geiser.

Es war, wenn ich mich recht erinnere, vor jetzt genau fünfzehn Jahren — nämlich Anfangs Dezember des Jahres 1867, — als ich in Berlin einer Vorlesung des schon damals weitberühmten Physiologen Dubois-Reymond beiwohnte, einer Vorlesung, die einen unausslöschlichen Eindruck auf mich ausübte. Dieser denkbar nachhaltigste Eindruck war einem Urteil zu danken, das der große Gelehrte kalten Blutes, ruhigen Blickes und mit einer Sicherheit fällte, wie sie vielleicht nur noch den Herrgott am Tage des jüngsten Gerichts beseelen dürfte. Aber nicht nur diese Sicherheit des Urteils hatte der berliner Professor mit dem Gotte der Christenheit gemein, sondern auch die gesammte Delinquentenschaft, — denn auch er traf mit seinem Verdikt die gesammte Menschheit.

Ich kann nicht dafür garantiren, daß ich den Wortlaut des merkwürdigen Urteils heute noch, nachdem ein halbes Menschenalter darüber hingegangen, ohne Fehl wiederzugeben vermag; vom Sinne desselben ist mir jedoch kein Titelchen verloren gegangen. Dieser lautete also:

In nicht allzuferner Zeit wird die Menschheit am Alkohol und an der Syphilis zugrunde gegangen sein.

Ob viele der zahlreich versammelten Studenten an jenem Abend und der nächstfolgenden Zeit in Folge dieses grausamen Richterspruchs mehr Einbuße verspürt haben am Durst nach Bier und andern alkoholischen Getränken oder am Durst nach solcher höchst betrüblichen Wissenschaft — wage ich nicht zu entscheiden.

Ich vermute, bei den meisten wird das — anders als bei mir — man erlaube mir den Gemeinplatz: zu dem einen Ohre hinein und zum andern hinausgegangen sein.

Das Urteil Dubois-Reymonds bezüglich des Alkohols, — über den andren Faktor, der zum baldigen Untergange der Menschheit führen soll, habe ich hier nichts zu sagen, — zeigt einen gewaltigen Respekt vor demselben. Und dieser Respekt, eben so oft in der Art von Furcht oder Abscheu wie in der einer leidenschaftlichen Zuneigung auftretend, beseelt in der That einen sehr beträchtlichen Teil der Menschen, vorzüglich derjenigen, welche sich europäischer Kultur erfreuen oder mit ihr irgendwie in Berührung treten.

Unsre Leser wissen von der in ihrem Umfange, wenn auch weder in ihrem geistigen Gehalt noch in ihrer Wirkung großartigen Temperenzbewegung, welche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika wie auch in England ein ständiges Moment des öffentlichen Lebens bildet und besonders jenseits des Ozeans in gewaltigen Weiberseldzügen gipfelt wider Schenken, Schenkwirte und alles, was da mit einem andern Getränke als Wasser seinen Durst zu löschen sich unterfängt.

Auch in Deutschland gibt es Mäßigkeitsapostel genug; allerdings wohl mehr solche, die da, um mit Heinrich Heine zu reden, "trinken heimlich ihren Wein und predigen öffentlich Wasser." Aber auch konsequente Alkoholverächter gibt es bei uns zu Lande nicht gar zu selten, die da nichts andres trinken, als was sie reden und denken, für und für — Wasser.

Dieselben lieben es, mit möglichstem Aufgebot an sittlichem Patoß auf die Folgen der Trunksucht hinzuweisen, um von dem abzuschrecken, was sie für eine zwar tief eingewurzelte, immerhin aber doch nicht allzuschwer abzulegende üble Gewohnheit halten.

Und wo es sich um die sogenannte Gewohnheitsstrunksucht, den chronischen Alkoholismus, handelt, jenen Zustand, in welchem ein Mensch in kurzen Zwischenräumen stets von neuem solche Mengen alkoholischer Getränke zu sich nimmt, daß sein Leben aus einer mehr oder minder zusammenhängenden Reihe von Rauschen besteht, da treten wirklich, wie jedermann weiß, Folgen ernsthafter, gefährlichster, gradezu vernichtender Art auf.

Zerrüttung des Körpers, Verkommenheit des Geistes sind das Ziel, auf das alle Gewohnheitskäufer, der eine rascher, der andre langsamer, sehr viele unaufhaltsam, zumarschiren.

Gehen wir etwas näher auf die einzelnen Glieder der Gefolgschaft der Trunksucht ein.

Zunächst stellen sich als Warner allerlei Erkrankungen des Verdauungsapparates ein: Appetitlosigkeit, Säurebildung, Erbrechen, Verstopfung, Nachen- und Magentarrh, und diesen Uebeln auf dem Fuße nachziehend empfindliche Ernährungsstörungen und fehlerhafte Blutmischung, — das sind Vortrab und Verbindungstruppen des Heeres der Krankheiten, welches sich bei dem Gewohnheitskäufer wie in Feindesland verheerend einquartirt. Als Gros der Armee ziehen die übermäßigen Fettablagerungen unter der äußeren Haut und in den inneren Organen hinterdrein. Das Herz ist der Hypertrophie (Uebernahrung) ausgesetzt, und der Herzmuskel und die größeren Gefäße fettiger Entartung; auch die Leber wird häufig größer, schwerer und von Fett durchwachsen. Als schwere, sehr lästige Reiterei nisten sich in den Athmungsorganen chronische Kehlkopf- und Lungenkatarrhe ein und verursachen die bläulich-rote Gesichtsfarbe, die oft garnicht zu überwindende Heiserkeit und Kurzatmigkeit. Auch die Nieren werden durch die Steigerung ihrer den Harn absondernden Tätigkeit sehr oft in Mitleidenschaft gezogen und von der äußerst gefährlichen sogenannten Brightschen Krankheit heimgesucht, welche in einer Auschwanzung von eiweißartigen Blutbestandteilen in den feinen Harnkanälchen der Niere umspannenden Haargefäßzügen besteht, in Folge der Veraburgung des Blutes an Eiweißteilen in allgemeine Wasser sucht übergeht und gleichzeitig durch Verstopfung der Harnkanälchen den Harnstoff im Blute zurückhält und Harnvergiftung verursacht. Das Nervensystem des Gewohnheits-trinkers bleibt gleichfalls nicht unbeschädigt, im Gegenteil, es erweist sich als ein Hauptummelpfad für die Folgen der Trunksucht. Das Gehirn und seine Häute werden mit Blut überfüllt und die letzteren dadurch verdickt, die Hirnsubstanz wird entzündet und erliegt allgemach dem Hirnschwund oder es treten durch Blutergüsse in das Gehirn die vielbekannteren Schlagflüsse ein; desgleichen erkranken das Rückenmark und die Sinnesorgane, — alles das sich äußernd in Hallucinationen und Delirium, in Blödsinn, Irrenn und allgemeiner Paralyse (Lähmung).

Daß diese schlimmen Folgen sich nicht nur auf einzelne wenige Säuser beschränken, kann man am besten in England und einem Teile von Nordamerika erfahren, wo die Statistik nicht erst seit neuester Zeit, wie bei uns, in die düstersten Tiefen des sozialen Lebens einzudringen sich bemüht. In den 27 Jahren von 1847 bis 1874 gingen nach den amtlichen Feststellungen 22 723 Menschen nur an den unmittelbaren Folgen der Trunksucht zugrunde, während in New-York in den 38 Jahren von 1840 bis 1878 sogar 190 000 daran starben. Daneben ist auch ein erheblicher Teil der tödtlichen Verunglückungen der Wirkung des Alkohols auf das Schuldkonto zu setzen. So verunglückten neuestens in Frankreich jährlich im Mittel 404 Menschen in der Trunkenheit; in Preußen befanden sich von 1869 bis 1873 unter 33 371 tödtlich Verletzten 1554, d. h. mehr als 4½ Prozent durch den Trunk zur Verunglückung gekommen, und im Königreich Sachsen während des Zeitraumes von 1847 bis 76 unter 17 939 tödtlich Verletzten 1111 oder über 6 Prozent durch Trunksucht oder in Trunkenheit Geschädigte.

Auch zu den Opfern des Irrenn stellen die Trunkenbolde ein beträchtliches Kontingent. Innerhalb der fünf Jahre von 1872 bis 75 belief sich die Zahl der in 55 englischen Irrenanstalten Aufgenommenen auf 38 527 und darunter waren 3172, fast 10 Prozent, Trunksüchtige oder mit andren Worten alljährlich mußten in diese Anstalten 700 durch den Gewohnheits-trunk irrsinnig Gewordene untergebracht werden.

Ungeheuer viele Selbstmorde hat der Alkoholismus ebenfalls auf dem Gewissen. 1875 konnten in Preußen 8 Prozent, in Sachsen 10, in Frankreich 17, in Dänemark 17½, in Rußland 38 Prozent aller Selbsttötungen auf übermäßigen Genuß alkoholhaltiger Flüssigkeiten zurückgeführt werden.

Unter den Verbrechern bilden die Trinker nicht minder eine große Zahl. Nach den Untersuchungen von Dr. A. Bauer war nachzuweisen, daß von je 100 Fällen der Mord in 46, der Totschlag in 68, leichte Körperverletzung in gleichfalls 68, schwere in 74, Widerstand gegen die Staatsgewalt in 76 und Vergehen gegen die Sittlichkeit in 77 Fällen in Trunkenheit verübt worden war. In England ist ganz dasselbe der Fall: vier Fünftel bis zwei Drittel aller Verbrechen stehen im Zusammenhang mit übermäßigem Alkoholgenuß.

Ich denke, nach all dem Angeführten wird man mir nicht vorwerfen können, daß ich das Sündenregister des Alkohols zu schmälern versucht hätte.

Wenn aber jemand glauben sollte, daß ich nun geneigt wäre, in den Ruf: Weg mit dem Alkohol! Nieder mit den Trinkern! Zum Teufel mit allen Schenken! Die Enthaltbarkeit und das Wasser sollen leben — allein leben, allein genießen und als Retter des mit der Alkoholflasche in der Hand unabwendbarem Verderben entgegensehenden Menschengeschlechts verehrt werden, der würde sich denn doch gewaltig irren.

Als ich das erste kleine Kind, das ich in seinem kleinen Tun und Treiben beobachtete, an der Kalkwand krazen und ledern sah, da schien mir die bequeme Altweiberweisheit, die Kinder stecken eben alle von Mutterleibe an voller Unarten und selbstmörderischer Neigungen, die man ihnen am besten ausprägle, garnicht so ohne. Zu meiner Entschuldigung kann ich anführen, daß ich damals noch sehr jung, recht unerfahren und mit nützlicher Wissenschaft äußerst mäßig ausgestattet war. Als ich bei einem zweiten, dritten und vierten Kinde dieselbe „Unart“ wieder sah und je mehr ich auch sonst in der Welt mich mit eigenen Augen umsaß, also, daß die Altweiberweisheit bei mir in Mißkredit kam, da suchte ich mir denn auch in bezug auf Kinderleben und -Pfleger einige wissenschaftliche Kenntnis zu erwerben. Und da lernte ich denn bald, daß die vermeintliche Unart des Kalkessens und dergleichen bei den Kindern aus dringendem Bedürfnisse, sich ihnen sonst nicht in genügendem Maße zugeführtes Baumaterial für ihr kleines Körperchen zugänglich zu machen, entspringt.

Seit der Zeit weiß ich, daß man von den kleinen Kindern mehr lernen kann, als von den alten Weibern, — ich bemerke hier ausdrücklich, daß mir alte Frau und altes Weib keineswegs gleichbedeutend sind, daß ich die alten Frauen, die da wissen, was sie wissen und nicht wissen, so hochachte wie irgendwen sonst in der Welt, während ich die alten Weiber, die alles wissen, über alles reden, skandaliren und schmälen in der Welt, überall sonst, als bei ihnen selbst, Unarten, Laster und Verbrechen sehen, begeistern und denunziren — daß ich die eben so oft in Mannskleidern habe auf der Straße herumlaufen, auf den Katedern doziren, auf den Kanzeln predigen und in den Volksversammlungen deklamiren hören, als in Weibsröcken hinter dem Kaffeetasse oder in den Ressourcen, den Adels- und Bürgergesellschaften klatschen.

Die kleinen kalkutshenden Kinder haben mich auch frühzeitig auf den Gedanken gebracht, daß die großen vielleicht auch garnicht so übermäßig unmotiviert, töricht und lasterhaft handeln, wenn sie das Glas mit der alkoholischen Flüssigkeit zu Munde führen. Vielleicht, dachte ich, liegt da auch ein durch die Natur der Menschen oder die sozialen Verhältnisse begründetes Bedürfnis zugrunde.

Die wissenschaftliche Bestätigung dieses Gedankens brauchte ich nicht lange zu suchen und heutzutage findet man sie auf allen Wegen, auf denen überhaupt vorurteilslose Wissenschaft wandelt.

Schlagen wir z. B. die seit ein paar Jahren bei Trewendt in Breslau erscheinende Encyclopädie der Naturwissenschaften, eines der großartigsten Werke deutscher Wissenschaft in allerneuester Zeit auf und sehen uns im 3. Teil der 1. Abteilung desselben, im Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie den Artikel Alkoholische Getränke an.

Derselbe sagt:

Alkoholische Getränke rechnet die Physiologie unter die Genussmittel, deren Hauptwirkung auf den Körper in einer Erhöhung der Erregbarkeit des Nervensystems und mittelbar einer Veränderung der Blutverteilung beruht. Bei den alkoholischen Getränken kommt dies auf Rechnung des in ihnen enthaltenen

Alkohols. Die nervöse Wirkung hat zur Folge, daß alle Verrichtungen, bei denen das Nervensystem beteiligt ist, sowohl die bloßen Reflexe als die willkürlichen Tätigkeiten rascher und leichter von statten gehen, was besonders augenfällig ist, wenn durch die Ermüdung die Nervenerregbarkeit herabgesetzt war. Der Alkohol ist also ein arbeitförderndes, Ermüdung beseitigendes Mittel, allein er bestreitet den Arbeitsaufwand nicht selbst, da er im Körper nur zum geringsten Teil durch Verbrennung nutzbar gemacht, sondern zum größten Teil unverändert durch die Atmung wieder ausgeschieden wird. Den Arbeitsaufwand bestreiten die im Körper sonst vorhandenen Nährstoffe, und deshalb ist solche „Alkoholarbeit“ gleichbedeutend mit Konsumption des Körpers, weshalb Alkohol die Nahrungsaufnahme nicht zu erzeu vermögen. Da übermäßiger Genuß von Alkohol die Verdauungstätigkeit hemmt, so führt er mit Notwendigkeit zu dem bei Säufem bekannten Zerfall der Konstitution. Das Gleiche wie für die Arbeit gilt für die Wärme. Das Gefühl erhöht



Nicht aufgepaßt. Gemälde von Hans Dahl.

Wärme nach Alkoholgenuß rührt zumeist von einer Veränderung der Blutverteilung her. Der Alkohol treibt durch Erregung der Herzbeschleunigungsnerven und der gefäßerweiternden Nerven relativ mehr Blut in die Haut, die dadurch auf Kosten des Körperinneren stärker erwärmt wird. Da dies aber auch gleichbedeutend mit stärkerer Wärmeabgabe ist, so verliert ein Berauschter rascher seinen Wärmevorrat, erfriert also unter gleichen Umständen leichter als ein Mächtner. Allerdings wird bei Alkoholgenuß auch ein gewisses Quantum von Wärme im Körperinneren erzeugt, nämlich so viel als aus der weitergehenden Verbrennung der im Körper vorhandenen Nährstoffe unter Einfluß der erhöhten Nervenerregbarkeit sich entwickelt, allein dies ist minimal gegenüber der Steigerung des Wärmeverlustes durch die Haut. — Die geschilderten Wirkungen hat der Alkohol jedoch nur, so lange er in mäßigen Quantitäten genossen wird; im Uebermaß ruft er den Zustand des Rausches hervor, welcher dem durch mäßige Mengen erzeugten Zustand gerade entgegengesetzt ist: er besteht in einer Verminderung bis Vernichtung der Nervenerregbarkeit durch Ueberreizung (Schlaf). — In den ersten Wegen hat der Alkohol in kleinerer Menge günstige Wirkungen, indem er die Verdauung anregt und, während der Verdauung (nach Tisch) genossen, durch Fällung des bloß

gelösten Eiweißes dessen Peptonisirung begünstigt; in größeren Mengen schwächt er die Verdauung durch Ueberreizung und Behinderung der Wiederauflösung des Eiweißes. Da der Alkohol in der Lungen- und Hautausdünstung aus dem Körper entweicht, so wird der Eintritt der Berausung durch alle Umstände verzögert, welche diese Ausdünstung befördern, wie Singen, Schreien, lebhaftes Motion etc. Als zulässiges Quantum Alkohol werden von einigen 60 Gramm pro Tag gerechnet. Dies gibt von Branntwein, der durchschnittlich 50 Prozent Alkohol enthält, ein Quantum von 120 Gramm ( $\frac{1}{8}$  Liter), von Tischwein (60 Prozent Alkohol) 1 Liter, von Bier (3 Proz. Alkohol) 2 Liter pro Tag.

Fügen wir gleich noch ein andres wissenschaftliches Zeugnis hinzu, das aus der Verbreitung, welche die berausenden und erregenden Genussmittel gefunden haben, auf das dadurch angezeigte Bedürfnis schließt.

Ed. Schaer, Professor am eidgenössischen Polytechnikum, schreibt in dem Bericht der naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu St. Gallen von 1879:

Die Genussmittel kann man nicht als entbehrlich oder naturwidrig betrachten, wenn man betrachtet, daß ihr Gebrauch bald harmlos auftretend, bald mächtig anwachsend, bald

zu leidenschaftlichem Mißbrauch ausartet, überall ein deutlich erkennbares Bedürfnis bildet, „bei den Völkern verschiedenster Kulturstufe in allen Gegenden der Welt sich geltend macht und, vielfach mit religiösen Gebräuchen und Volkssitten verflochten, in oft merkwürdig ausgebildeter, fast möchte man sagen, kunstvoller Weise befriedigt wird, — von den üppigen Gefilden Spaniens bis in die kahlen Renntiergegenden Finnlands und Lapplands, in den wimmelnden Seehäfen der Nord- und Ostsee, wie in den einsamen Schluchten des steirischen Hochgebirges, bei den verachteten Feuerländern am Cap Horn, wie bei den

stämmigen Pelzjägern Canadas, von den lieblichen Ufern des Rio Grande bis in die höchsten bewohnten Täler der Cordilleren, in der reizenden Inselwelt Ceylons, wie in dem unwirtlichen Gebiet Sibiriens, von den sumpfigen Gangesmündungen bis in das urwüchsigte Hochland des Himalaya, in dem Eufalyptuslande Australiens und den fruchtbaren Inselgruppen des stillen Ozean wie im Herzen Afrikas, wo die drei Hauptströme im Lande der großen Seen entspringen und kaum erforschte Hochebenen bewässern.“

(Schluß folgt.)

## Serena.

Eine venetianische Novelle von Max Vogler.

(7. Fortsetzung.)

Aber nein, — und der Gedanke an die Thren durchkreuzte wieder ihre Empfindungen — sie hätte sich da doch anders benommen, sie hätte sein heißes Ungestüm, wenn auch freundlich, zurückgewiesen, — sie hätte ruhig erwogen, sie hätte an ihre gesellschaftliche Stellung und die seine und die dadurch geschaffenen Hindernisse gedacht, sie hätte sich der Absichten ihres Vaters erinnert und dadurch die Glut ihrer Leidenschaft zu dämpfen gesucht, sie würde zur Vorsicht gemahnt, sie würde mit klügerem Bedacht gehandelt haben. — — —

Wozu aber hätte am Ende das Sträuben und Zögern genützt, wenn ihre Herzen nun einmal von anfang an im tiefsten verbunden waren, daß sie nicht wieder von einander lassen konnten, — und was wäre aus ihr geworden, wenn ruhige Yälte des Verstandes über die wahren glühenden Empfindungen ihres Herzens auf kurze Zeit den Sieg davon getragen hätte, — würden dann nicht die letzteren nur alsobald mit erhöhter Macht emporgestiegen sein, und hätte sie nur je der Absicht ihres Vaters entgegenkommen können, hätte sie denn jemals sich zu einer Verbindung mit dem Grafen zu entschließen vermocht, — mit diesem Grafen, — diesem blöden, geistlosen Grafen? —

Damit wars mit diesen Erwägungen vorbei. Ihr ganzes Herz empörte sich, wenn sie daran dachte, sich auch nur eine zeitweilige Einschränkung der eigensten Rechte desselben gefallen lassen zu sollen. Es erschien ihr mit einemmale wie eine Fügung des Himmels, daß alles so gekommen: ein gnädiges Geschick hatte ihr die Dual langen, nutzlosen Hin- und Herschwankens zwischen erzwungener kalter Ueberlegung und dem wahren Segen ihres Herzens und eine vielleicht zu späte Reue ersparen wollen, und entschlossener noch als vorher sagte sie bei sich selbst:

„Rein, er soll wissen, daß ich die ihm gegebene Antwort keinen Augenblick bedauere, und er soll sie noch einmal erhalten, so klar und deutlich und unzweideutig, wie es nur immer möglich!“

Die Nacht war schon längst hereingebrochen, und das milde Licht der Ampel strahlte in dem stillen, traulichen Gemach; aber noch hatte Serena, ganz mit ihren Gedanken und Empfindungen beschäftigt, nicht daran gedacht, zur Ruhe zu gehen. Sie schien es auch jetzt noch nicht tun zu wollen, sondern trat vielmehr leise zur Thür hinaus und ging über den Korridor und auf derselben Treppe, die nach der Hinterfront des Palastes und nach den Marmorsaal herunterführt, in den Garten hinab. Sie erinnerte sich, daß ein großes Beet prächtigster Rosen unmittelbar unter ihrem Fenster noch in voller Blüte stand. Diesem Beete lenkte sie, drunten angekommen, ihre Schritte zu.

Es war still und dämmerig zwischen den Bäumen, leise rauschten die dunkeln Zweige des Lorbeers, der Magnolien und Hypressen im sanften Abendwinde zusammen, und von der Seite her, aus dem Kanal, tönte das heimlich trauliche Murmeln und Plätschern des Wassers herein.

Mit emsiger Hand pflückte sie einen großen Strauß der duftigen Blumen und kehrte dann still und geräuschlos in ihr

Zimmer zurück. Hier wand sie mit großer Sorgfalt aus kleinen biegsamen Myrten und Hypressenzweigen, die sie ebenfalls vom Garten mit heraufgenommen hatte, eine Art niedlichen Körbchens, in welchem sie die herrlichen, teils voll, teils erst halb erblühten Rosen in reizvoller Zusammenstellung gruppirt.

„Nun, sei es denn“ — sagte sie leise, mit flüchtiger Hand die üppigen, dunkeln Locken sich zurückreichend, indem sie sich vor ihrem überaus kunstvoll gearbeiteten Schreibtisch niederließ.

Die rosigen Finger ruhten auf dem zierlichen Bogen, und die Rechte glitt emsig, fast ohne abzusehen, über das glatte Papier.

Einmal noch, als sie den nun beendeten Brief flüchtig überlas, überfiel es sie wie ein Zittern ängstlicher Schen, daß sie es gewagt, diese Zeilen zu schreiben, aber dann faltete sie entschlossen die Bogen zusammen und verwahrte sie in einem Couvert, welches sie unter der weichen Blumenhülle im Körbchen verbarg und sorgfältig darin befestigte.

Und nun kam, als hätte sie nach bestem Können alles getan, was sie gewollt und was ihr frommen sollte, ein unaussprechlich süßer Hauch der Ruhe über sie, daß sie wohl meinen mußte, der Allbeglückter Schlaf werde jetzt mit sanfter Macht die weichen Zauberflügel über ihre Seele legen und in holdem Traume leicht verklärt alles, was sie an diesem Tage erlebt, gefühlt und gedacht, ihr wieder spiegeln.

Nur wenige Stunden aber wahrte ihr Schlaf. Die Gedanken, mit denen sie sich bis in die späte Nacht hinein beschäftigt, weckten sie aus dem Schlummer auf, um sich dann in wachem Traume fortzuspinnen. Mit Ungebuld erwartete sie den Morgen, und als das erste graue Dämmerlicht zum Fenster hereindrang, erhob sie sich, legte rasch ein einfaches Morgenkleid an und sah dann, am Fenster stehend, in den Garten hinaus.

Ach, sie würde noch lange so einsam harren müssen, sagte sie sich, bis Camillo heute den Palast betreten würde; denn der dunkle Saal, der erst des Eindringens vollen Sonnenlichts bedurfte, um sich einigermaßen zu erhellen, gestattete keinen allzufrühen Beginn seiner Arbeit.

Aber auch die folgenden, träge dahinschleichenden Stunden vergingen, und bald glänzte leuchtende Strahlenfülle der wieder so warm wie am vorhergehenden Tage herabscheinenden Sonne über die weißen Gänge, über das Grün und den bunten Flor des Gartens.

Nun mußte er bald kommen, sie wußte, daß dann sein erstes, bevor er an die Arbeit ging, ein kurzer Gang durch den morgenfrischen Garten zu sein pflegte. Jetzt endlich war er unten vorübergegangen, und sie hatte ihn gesehen. Ein leises, zagendes Zittern ging wieder durch ihr Herz, als sie das hübsche Körbchen erfaßte und sich mit ihr dem Fenster näherte. Camillo sollte sie nicht sehen, darum blieb sie in einiger Entfernung davon stehen.

Dort kam er wieder dem Palaste zugeschlitten, das Auge zu ihrem Fenster emporgewendet. Ein sanftes Beben ihrer Hand — und das niedliche Blumenkörbchen glitt an seidnem Faden

langsam in den Garten hinab. Sie brauchte nicht zu fürchten, daß es von jemand wahrgenommen werden könne, denn unter ihrem Zimmer befanden sich unbewohnte Gemächer, und in dem Garten selbst pflegte um diese Zeit niemand anwesend zu sein.

Camillos leuchtende Blicke galten wenige Sekunden lang ebenso sehr der sacht herniedergleitenden köstlichen Blumenpende, wie dem hohen Bogenfenster, aus dem sie herabgelassen wurde. Er glaubte Serenas schöne Gestalt sich droben hinausneigen sehen zu müssen, und er spähte und spähte in ungeduldiger Erwartung hinauf. Aber es zeigte sich nichts, als das zarte Mädchen, das vom Fenstersims herabhing. Dann fiel es wie ein freudig aufleuchtender Strahl, das holde Wunder deutend, in seine Seele; er eilte auf das jetzt am Boden stehende Körbchen hin, und hätte hell aufjauchzen mögen vor innerstem Entzücken, wie er die Hand nach dem herrlichen Rosenbouquet ausstreckte und mit freudiger Bewegung an seine Lippen drückte. Das Ende des Mädchens, oben leise von Serenas Hand losgelassen, fiel jetzt ebenfalls herab; er brachte die duftigen Blumen wieder und wieder an seinen Mund und lief hastigen Schritts mit dem unschätzbaren Geschenk in den Marmoraal hinein.

Und nun erst, wie sein trunkenes Auge, mitten zwischen den Knospen und Blüten und zarten Blättern, das zierliche Briefchen fand, nun erst stand er vollends berauscht von höchster Wonne und Seligkeit. Mit Blitzschnelle hatte er das Couvert geöffnet und hielt die niedlichen Vogen mit den feinen, anmutigen Schriftzügen in seiner Hand. Er las, und sein Atem flog in süßester Erregung, sein Herz pochte und hämmerte laut in heißer, ungestümer Wallung des Bluts.

„Ich weiß, mein einzig Herzgeliebter, du wirst dich fragen, warum ich in heftigem Angestüm, wie in kindischer Angst fast, von dir geeilt. Aber es kam alles mit so unvermittelter Gewalt über mich, daß dadurch mein plötzliches Erschrecken über die mächtige Wirkung des Augenblicks wohl erklärlich scheinen mag. Noch liegt es wie der Zauber magischen Träumens über meiner Seele; aber doch steht mirs mit vollster Klarheit im Bewußtsein, daß ich nie mehr von dir lassen kann, daß ich mit dir verbunden bin durch die innersten, tiefsten Regungen meines Gemüths.“

So lautete der Anfang des Schreibens. Und dann erschloß sie ihm darin ihr ganzes Herz. Eine leise Besorgnis zwar vor den schweren Kämpfen, die sie beide um ihrer Liebe willen würden zu bestehen haben, ließ sich in diesem weiteren Inhalt des Briefes nicht verkennen; aber es ging doch daraus auch ihr fester Mut, alles standhaft zu ertragen, und die freudige Zuversicht, daß sie zuletzt jedes Hindernis siegreich überwinden würden, so deutlich hervor, daß Camillo jene von sanfter Schwermut durchhauchten Worte, die ihn einen Augenblick trübe gestimmt hatten, über dem freudigen Eindruck, den diese Herzensergießungen des schönen Mädchens im Ganzen bei ihm zurückließen, fast völlig vergaß.

„Und wie du auf jenem herrlichen Bilde“ — endete Serena die zärtliche Offenbarung ihres Gemüths — „meinen Namen die schimmernden Rosen durchwirkt hast, so seien auch diese duftigen Blumen, die ich in später Abendstunde pflückte, ein Symbol der innigen Zuneigung, mit der ich auch jetzt in dieser stillen, seligen Nacht dein gedenke, und die ich in alle Zukunft dir bewahren werde. Du erhältst sie an dem Tage, während dessen ich weder dich sehen werde, noch überhaupt mit irgend jemandem in unserem Hause in Berührung kommen mag. Ich will allein mit mir sein, ganz allein, um mit allen Sinnen dem Angedenken der schönsten Stunde meines Lebens nachzuhängen, um mich zu prüfen und bei mir zu beraten, wie wir, du und ich, in Zukunft alles am besten fügen mögen. Am Abend dieses Tages aber sollst du alles hören, was ich erst bei mir überlegt, und jedes andere, was ich dir noch zu sagen habe. Wenn du demnach willst und dir nicht etwa eine andere Art des Zusammentreffens besser erscheint, so magst du mich heute, wenn sich die Sonne neigt, an den Ponte di Rialto erwarten, — um acht Uhr etwa, — willst du Camillo?“

„Fast erschreckt es mich jetzt, was ich dir da geschrieben

habe, und es dünkt dich wohl ein seltsamer Brief eines Mädchens, das mit dem, an den er gerichtet, nur eben zum erstenmal das vertrauliche „du“ gewechselt... Aber nein, er wird dir nicht sonderbar erscheinen, du verstehst mich ja so voll und ganz, und was mein Herz in seinem Drang etwa zu viel geplaudert, — du verzeihst es deinem törichtem, dir ganz dahin gegebenen Kinde — Doch nicht wahr, du lächelst? — Magst du tun!... So wie ich dir hier gesagt, lag es mir im Herzen — und ich weiß nicht, warum ich dir auch nur die kleinste seiner Regungen verbergen sollte. Serena.“

„Mein teures, schönes, starkes Mädchen!“ jubelte Camillo halblaut auf, als er den Brief zu Ende gelesen und die zierlichen Blätter in überströmendem Gefühl seligter Wonne mit innigster Zärtlichkeit ein über das anderemal an den Mund preßte.

Ja, es war gewiß ein sonderbarer Brief, — eine seltsam schwärmerische Liebeserklärung eines Mädchenherzens, wie solche unter gleichen oder ähnlichen Verhältnissen noch wenige mochten geschrieben worden sein. Aber gerade diese, alle Bedenken ausschließende Art, in welcher ihm Serena hier all ihr Empfinden aussprach, entzückte seine längst von den Regungen und Meinungen hergebrachter Anschauungsweise emanzipirte Künstlerseele auf das höchste, und er fand darin einen neuen Berührungspunkt ihres und seines Wesens.

Camillo war überglücklich. Der Inhalt des Briefes kam ihm während des ganzen Tages nicht aus dem Sinn; die Arbeit wollte nicht recht von statten gehen, und mehr als einmal legte er den Pinsel hin, um den Brief Serenas wieder hervorzu ziehen und den Blick über ihre Schriftzüge gleiten zu lassen oder um das herrliche Rosenbouquet wieder an die Lippen zu führen; öfter als sonst verließ er auch heute den dämmerdunkeln Saal, um in das spielende Sonnenlicht des Gartens hinauszuzuwandeln.

\* \* \*

Der Abend kam, mild und ruhig, wie er in der Lagunenstadt um diese Jahreszeit noch zu sein pflegt.

Ein ungeheurer Menschenstrom bewegte sich auf dem jahrhundertlang schon mit ihren mächtigen Marmorbogen den großen Kanal überbrückenden Ponte di Rialto, und es war gewiß nicht leicht, inmitten dieses Gewirrs und Gewoges jemand, den man suchte, herauszufinden. Und doch hatte Serena gerade diesen Ort mit kluger Vorsicht für ihre Zusammenkunft mit Camillo gewählt, teils eben wegen des hier besonders regen Verkehrs, in dem die einzelnen Persönlichkeiten untertauchten und keinesfalls Gegenstand außergewöhnlicher Aufmerksamkeit werden konnten, teils wegen der ziemlich bedeutenden Entfernung des Ponte di Rialto vom väterlichen Haus, welche jede Gefahr, etwa von einem der Angehörigen desselben beobachtet zu werden, ausschloß.

Camillo schritt seit einer kleinen Weile an der Rina del Rino in der Nähe der Brücke auf und ab, und seine Blicke gingen, bald auf die an ihn Vorüberwandelnden, bald auf die im Kanal vorbeigleitenden Gondeln und Barken gerichtet, suchend um ihn her. Eben kündeten Glockenschläge vom Turme einer der benachbarten Kirchen die achte Stunde, und seine erwartungsvolle Ungebuld stieg aufs höchste.

Dort endlich, von einem der Ueberfahrtspunkte her, wo eben mehrere der kleinen, schwarzen Fahrzeuge landeten, kam eine hohe schlanke Frauengestalt mit hastigen Schritten auf ihn zu.

Ein freudiges, halbersticktes Flüstern zärtlichen Grußes, ein jähes, die tiefste Seele selig durchschauendes Zueinandertauchen feurig aufleuchtender Blicke, ein hastiges, zitterndes, fast ungeschicktes Suchen der Hände, die sich warm und bebend umschlossen, — und sie fühlten das namenlose Glück heimlichen, trauten, ungestörten Beisammenseins...

Serena legte ihren Arm sacht in den ihr dargebotenen des Geliebten. Rasch wurde eine Gondel gemietet, und bald schaukelten die beiden, unter dem lustigen Verdeck des kleinen Fahrzeuges zärtlich aneinandergeschmiegt in derselben Richtung, aus

welcher Serena vorhin gekommen war, der Insel San Gorgio zu, den Kanal hinab. So konnten sie, ungehindert von dem alten Gondoliere, der am hinteren Ende der Gondel stand und, sich wenig um die Insassen kümmernd, die Ruder bewegte, plaudern und sich alles sagen, was sie auf dem Herzen hatten.

Ja, der Abend war ebenso süß und still und zaubervoll, und die Wasser murrten und plätscherten grad so heimlich und traut wie gestern, und die funkelnden Sternenaugen sahen auch heute wieder klar vom wolkenlosen Himmel herab; selbst der lichte Mond ergoß bald seine milden Strahlen über die kühlen Fluten, die unter den gleichmäßigen Ruderschlägen silberhell aufleuchteten und leise rauschend vom Kiel an den schlanken Seiten des zierlichen Fahrzeuges zurückflossen.

In tiefem Schweigen sahen die hohen, alten Gebäude zur Seite in die sich sacht auf und niederneigenden Fluten hinab und warfen dunkle, geipenstige Schatten über dieselben hin, oder spiegelten sich mit dem aus ihren Fenstern hervordringenden Licht in mächtigen Umrissen in denselben wieder. Aus den zahlreichen in den großen Kanal ausmündenden kleineren Wasserstraßen zog bald hier, bald da eine Gondel, eine Barke und folgte jezt dieser, dann jener Richtung der, wie immer, in überaus großer Menge auf dem ersteren dahingleitenden Fahrzeugen, aus denen lebhaftes Geplauder und die lärmenden gegenseitigen Zurufe der Gondoliere erschollen. Und inmitten all' dieses geräuschvoll flutenden Lebens waren die beiden, die in jener Gondel selig dahinzufuhren, so allein mit sich selbst, so völlig abgeschieden von dem um sie her rastlos regen Treiben, als weilten sie zusammen an der verborgensten, einsamsten Stätte der Welt, und auch kein einzig Auge der in buntem Gemisch unaufhörlich an ihnen Vorübergleitenden wandte sich ihnen mit störendem Blicke zu.

Serena sprach mit leiser, gedämpfter Stimme. Sie teilte Camillo vor allem die Absicht ihres Vaters, sie für den Grafen von Larente günstig zu stimmen und womöglich eine Verbindung zwischen ihm und ihr herbeizuführen, mit und täuschte ihn nicht über die große Schwierigkeit, die es verursachen würde, den Marchese von diesem Plane abzubringen. Es sei also vorläufig dringend nötig, ihre Liebe geheim zu halten und aus den bisher in Gegenwart anderer und vor allem der Eltern in ihrem gegenseitigen Verkehr beobachteten Schranken nicht hinauszutreten. Inzwischen werde sie den Vater vorsichtig und behutsam zu beeinflussen und auf die von Camillo unbedachterweise schon jezt beabsichtigte Werbung vorzubereiten suchen. Dann dürften sie in Betracht der großen Sympathie, die der Marchese bei jeder Gelegenheit für Camillo an den Tag lege, und bei der zärtlichen Liebe, mit der er ihr selbst zugetan sei, auf eine sichere, wenn auch nicht so schnelle Erfüllung ihres höchsten Wunsches hoffen. Ein Widerstand von Seiten der Marchesa würde nicht zu befürchten sein, da dieselbe in bezug auf alles, was die Familie im allgemeinen und nicht im ganz besonderen ihre Person betreffe, große Gleichgültigkeit zeige, ja, man dürfe vielleicht sogar auf eine Fürsprache ihrerseits bei dem Vater rechnen.

So schwer und unerträglich auch eine vielleicht nicht kurze Zeit des Harrens dem glühenden Angestüm Camillo erschien, so sehr war er doch über die klar erwägende Klugheit und den tapferen Sinn Serenas erfreut, und er schlang in heftiger Leidenschaft seine Arme um ihren Hals und schloß ihr mit einem Kuß den Mund.

Um diese Zeit ging der Marchese erregt und die Stirn in tiefe Falten gelegt, in seinem Zimmer auf und ab. Er hatte seine Tochter heute nur ein einziges mal gesehen, und auch das würde nicht geschehen sein, wenn er nicht auf die Nachricht hin, sie sei noch unwohl und wünsche den ganzen Tag über allein in ihrem Gemach zu bleiben, zu ihr gegangen wäre. Er fand sie zwar etwas bleich, konnte aber sonst auch nicht die geringsten Spuren irgend welchen Unwohlseins an ihr entdecken. Sie zeigte sich ungemein zärtlich gegen den Vater; aber es entging ihm nicht, daß sie sich offenbar bemühte, die Gedanken, mit denen sie sich insgeheim beschäftigte, ihm zu verbergen. Sie wußte

das Gespräch vor allem auf das gestern von Camillo vollendete Bild, welches auch den Marchese in ganz besonderer Weise ansprach, zu lenken und wich im übrigen allen Fragen, mit denen dieser sie auszuforschen suchte, aus. Brachte er damit ihr seltsames Betragen von gestern Abend, ihre Kälte und Zurückhaltung gegenüber dem Grafen in Verbindung, so mußte er anfangen, auf bedeutungsvolle Vorgänge in ihrem Innern zu schließen und veranlaßt werden, über die Anspielungen des Grafen, daß sich Serena gegen Herrn von Winter zuvorkommender und liebenswürdiger zeige, ernstlich nachzudenken. Er hatte diese Andeutungen zuerst nur mit scherzhaften Bemerkungen erwidert, da sie ihm bloß als der Ausfluß eines ganz erklärlichen eifersüchtigen Gefühls erschienen, und er war durch sie nun zu dem Entschluß gekommen, den jungen Maler nicht mehr so häufig, wie es bis jezt geschehen, in den Kreis der Familie hereinzuziehen. Nun aber wurde er den qualenden Gedanken, daß die Worte des Grafen doch vielleicht eine tiefere Begründung haben könnten, nicht mehr los. Wenn er Recht hätte, wenn es wirklich so wäre, wenn das törichte Mädchen eine ernsthafte Neigung zu dem schönen, genialen Manne gefaßt, — wie konnte Serena auch nur daran denken, daß er jemals einem solchen Verhältnis, das alle seine ihr wohlbekannten Lieblingspläne durchkreuzte, seine Billigung würde zuteil werden lassen? — — Nein, sagte er sich dann wieder, es kann nicht sein! Serena ist verständiger, sie handelt klüger, sie kann dir einen solchen Kummer nie und nimmer bereiten wollen. — — Mühte sie sich doch auch gegenwärtig halten, welsch' ein großer Unterschied in bezug auf die gesellschaftliche Stellung zwischen ihr und dem jungen Maler bestand. Freilich, Camillo von Winter gehörte seit der letzten Ausstellung zu den gefeierten Künstlern Venedigs, und vor ihm lag eine große, glanzvolle Zukunft; aber er war in den Augen des Marchese eben doch nur ein einfacher deutscher Maler, ein simpler Herr von Winter, während die hocharistokratische Familie der Montanari die Reihe ihrer Ahnen Jahrhunderte hindurch zurückzuerfolgen vermochte und, was Ansehen und Reichthum anlangte, in der Lagunenstadt nur wenige ihres gleichen hatte . . .

So sehr sich der Marchese aber solchermaßen auch die Unwahrscheinlichkeit einer solchen Verirrung des Herzens, wie er es nannte, einzureden suchte, ließen ihn doch immer wieder neu aufsteigende Befürchtungen nicht zur Ruhe kommen.

Ob Serena wohl jezt schon das Lager aufgesucht haben mochte, oder was sie in dieser Stunde wohl tun würde? — fragte sich der gequälte Mann jezt wiederholt bei sich selbst. Er hätte sie gar so gern noch einmal gesprochen und Beruhigung aus ihren lieben Augen gelesen oder, wenn sie des Rates bedurfte, ihr tröstend und aufmunternd zur Seite gestanden. Ja, er mußte noch einmal zu ihr, — er fühlte es, eher würde ihm kein Schlummer nahen.

Er sah nach der reich vergoldeten Pendüle an der mit hellgrauer Tapete überzogenen Wand; es war eben neun Uhr vorbei. Hastig verließ er das Zimmer und schritt eiligen Fußes über den Korridor der Tür zu dem Gemach Serenas zu. Hier klopfte er mit leisem Finger an. Aber keine Stimme antwortete drinnen, — die Tür war verschlossen. Im ganzen Hause herrschte Totenstille . . . Er klopfte wiederholt und stärker; aber auch jezt regte sich im Zimmer nichts . . . Serena konnte doch unmöglich schon in tiefem Schlafe liegen, sagte er sich, und rief leise ihren Namen; doch auch nicht das geringste Zeichen der Anwesenheit eines lebenden Wesens im Gemach erfolgte. „Serena! Serena!“ — — — Aber noch immer antwortete drinnen nichts, und nur ein dumpfes Echo ging fast geisterhaft und beängstigend den jezt nur von einer einzigen Ampel mit mattem Lichtschein übergoßenen teppichbelegten Korridor entlang. Und in der That, den Marchese überfiel es mit plötzlich die Brust beklemmendem Gefühl heimlicher Angst. Wenn nun Serena doch ernstlich unwohl gewesen war, wenn sie ihn durch ihre schwelbe, hätte täuschen wollen, wenn er ihren bedenklichen Zustand vielleicht selbst zu leicht genommen hätte, — wenn sich ihre Krankheit vielleicht schon in so hohem Grade verschlimmert

hätte, daß sie das Bett nicht mehr verlassen konnte, — barmherziger Himmel! wenn sie am Ende gar — — —

Er wagte diese ängstlichen Befürchtungen des treuen Vaterherzens nicht weiter auszuspinnen.

Oder sollte, fragte er sich dann wieder, Serena vielleicht garnicht in ihrem Zimmer anwesend sein, — wäre sie zu so später Stunde vielleicht noch einmal in den Garten hinuntergegangen?

Er schüttelte das Haupt.

Aber es ließ ihm keine Ruhe mehr, er mußte sich über den Grund, daß seinem Klopfen und Rufen keine Antwort wurde, Gewißheit verschaffen. Hochendend Herzens ging er nach seinem Zimmer zurück, um von dort den Hauptschlüssel zu holen, mit welchem er die Tür zu Serenas Gemach öffnen wollte. Nach Verlauf weniger Minuten stand er wieder vor dem letzteren und wendete den Schlüssel im Schloß.

Jetzt trat er in den stillen Raum ein. Kein Laut ließ sich bei seinem Eintritt vernehmen, kein Atemzug hauchte ihm entgegen. Die Gardinen waren zusammengezogen und tiefes Dunkel herrschte ringsum. Nur ein silberner Armleuchter schimmerte von dem Tische aus der Mitte des Zimmers hervor. Der Marchese trat auf ihn zu und machte Licht. . . Gleich darauf zuckte er heftig zusammen, und ein halb unterdrückter bebender Laut entfuhr seinen Lippen. . . Seine Augen hatten vergebens um sich geblickt; sie entdeckten niemand in dem einsamen Gemach. Mit wankenden Knien schritt er in das Nebenzimmer hinüber, — Serenas Bett stand unberührt.

Von größter Angst getrieben, zündete er jetzt eine Kerze an, die er auf dem Toilettentisch der Tochter bemerkte, löschte die Lichter der Girandole und eilte, den Leuchter mit dieser Kerze in der Hand, zum Zimmer hinaus. Bald hallten seine Schritte drunten durch den einsamen Flur, das Licht flackerte unruhig hin und her und warf zitternde, gespenstige Schatten an die kalten Mauerwände. In ungestümer Hast irrte er dann nach allen Richtungen im Garten hin und her, dann und wann Serenas Namen rufend. Er erspähte die Gesuchte nicht, und es erfolgte keine Antwort, als das leise Rauschen der Blätter im Abendwinde. . . Seine Erregung stieg aufs höchste, und die Angst presste ihm den kalten Schweiß aus allen Poren.

Nach einer langen Weile iren Suchens ging er in das Haus zurück und sank, nachdem er sein Zimmer wieder erreicht, tief Atem holend und beide Hände vor die fiebernde Stirn pressend, in einen Sessel. . .

Der Marchese war nur kurze Zeit erst in sein Zimmer zurückgekehrt, als drunten die Wasser geräuschvoller plätscherten, eine zierliche Gondel an dem in majestätischer Ruhe in die Nacht aufragenden Marmortoloz des Palastes vorüberschaufelte und vor dem Eingang zum Garten hielt.

Glühende Lippen stammelten sich in langem, heißen Kuß ein inniges Abschiedswort, „felicissima notte!“ — „Glücklichste Nacht!“ — verklang es, aus wonnetrunkenem Brust der Liebenden hervorgehaucht, in der milden, weichen Luft. . . Dann schwebte eine hohe, schwarzverschleierte Mädchengestalt, von sicherer Hand geleitet, über den Rand des schwanken Fahrzeugs, die Tür am Garteneingang wurde vorsichtig geöffnet, und eine dunkelrote, üppig erblühte Rose flog in geschicktem Wurf über das epheumranke Gitter hinaus und wurde draußen eilig von den schimmernden Marmorstufen aufgehoben. . . Einmal noch nach dem ihr in seligem Verjüngtsein nachblickenden zurückschauend und mit weißer Hand zärtlich hinübergrüßend, verschwand Serena in dem traumhaft webenden Mondlicht zwischen dem Dämmer der Bäume. . .

## VII.

Totenblässe hatte Serenas Antlitz überzogen, als sie folgenden Morgens am Kaffeetische erschien. Und sie war gestern Abend so glücklich und in innerster Seele zufrieden heimgekehrt, sie hatte heute so freundlich und heiter scheinen wollen, um dem

Vater alle um ihretwillen gehegte Bekümmerniß und Sorgen zu benehmen. Sie konnte ja auch, ohne sich selbst und andern zu täuschen, jetzt heiter und freundlich sein; denn nun quälten sie keine Zweifel über ihre Haltung in der Zukunft mehr; sie hatte klar überlegt, war einig mit sich selbst und wollte einzig durch alles, was sie tat und redete, auf die Erfüllung ihrer und Camillos Wünsche hinzuwirken suchen.

Aber an diesem Abend schon, als sie im Begriff gewesen, in ihr Zimmer einzutreten, war dieses ruhige Gleichgewicht ihres Wesens mächtig erschüttert worden. Die zehnte Stunde hatte bereits geschlagen, als sie heimkehrte, und da sie wußte, daß in der Regel der Marchese und die Marchesa, wenn sie überhaupt im Hause weilten, sich um diese Zeit in ihre Zimmer zurückgezogen zu haben pflegten, schritt sie, noch ganz von der Erinnerung an die eben verfloßenen seligen Stunden eingenommen, ruhig und furchtlos durch einen auf dieser Seite befindlichen Nebeneingang, zu welchem sie den Schlüssel besaß, in das Haus und ging dann über den stillen Korridor ihrem Gemache zu.

Als werde sie urplötzlich aus einem schönen Traume, der die Seele in süßes Selbstvergessen tauchte, gewaltsam emporgerissen, war es ihr, wie sie, im Begriff, die Tür des Zimmers zu öffnen, bereits einen Schlüssel im Schloße fand. Sie versuchte ihn in diesem zu wenden, — es gelang, und es konnte, da sie den ihren bei sich trug und außer demselben, soviel ihr bekannt, kein anderer vorhanden war, somit nur der Hauptschlüssel sein, den sie jetzt vorsichtig abzog und zu sich steckte. Man mußte also in ganz besonderer Absicht in ihrem Zimmer gewesen sein; nur so erklärte sich, da man die Tür verschlossen fand, die Benutzung des Hauptschlüssels. Ein eiskalter Schauer fuhr ihr, wie sie sich das zum Bewußtsein brachte, durch den ganzen Leib, und sie mußte alle ihre Kraft zusammennehmen, daß sie, halb besinnungslos über die Schwelle taumelnd und die Tür heftig nach sich ziehend, diese nicht mit lautem Getöse zuschlug. Aus der veränderten Stellung mehrerer Gegenstände auf dem Tische in der Mitte des Gemachs, insbesondere jener silbernen Girandole, ersah sie vollends, daß sich jemand hier zu tun gemacht hatte, und als sie ganz außer sich vor Angst und Schrecken in das Nebenzimmer getreten war, und das Fehlen des kleinen Leuchters auf dem Toilettentisch bemerkt hatte, rang sie die Hände und sank, wie gebrochen, auf den Divan nieder. Freilich ahnte sie noch nicht den Zusammenhang dieser beängstigenden Umstände; aber ihr Herz mit seinem bebenden Schläge sagte ihr, daß etwas Unheilvolles geschehen, — daß vielleicht alles, was sie klar und klug ausgedacht, schon im Keime zerstört, daß ihre seligste Hoffnung schon im Entstehen vernichtet worden sei.

Wenn man sie dennoch beobachtet, wenn man dennoch wußte, daß sie fortgegangen und wo sie gewesen, wann sie heimgekehrt sei, — wenn man ihren zärtlichen Abschied von Camillo belauscht hatte? — sprach sie voll größter Besorgnis zu sich selbst. — Was sollte sie sagen ohne zu lügen oder alles schon von anfang an zu verderben? —

Mit einem male sprang sie vom Divan auf und trat hastig auf die Türe zu, um sich wiederholt zu überzeugen, daß sie dieselbe auch fest verschlossen hatte und niemand hereinzutommen vermöge, — es packte sie, das sonst so klarsehende und beherzte Mädchen, plötzlich wie Geisterfurcht, und als sie vor den hohen, mit kostbarem Rahmen aus Mahagoniholz und Bronze versehenen Spiegel trat, der die schöne, schlankte Gestalt mit den vollen Locken in aller Größe und Deutlichkeit zurückwarf, erschrak sie fast vor sich selbst, so bleich und verstört sah sie aus.

Dann hatte sie unaufhörlich hin und her gesonnen, wer wohl in ihrem Zimmer geweilt haben könne, und ihre Gedanken waren dabei allerdings auf den Vater gekommen, der sich vielleicht in ängstlicher Sorge noch einmal nach ihrem Befinden hatte erkundigen wollen und nun mit einemmale über ihre Abwesenheit unterrichtet war. Vielleicht aber auch hatte es ein mißgünstiges Geschick gesügt, daß er gesehen, wie sie den Palast verließ, vielleicht war er ihrer Spur gefolgt, hatte sie dann aus den Augen verloren und sich darauf überzeugen wollen, ob

sie schon nachhause zurückgekehrt sei, — vielleicht hatte er sie kommen hören und wußte von allem, was geschehen.

Derart verworrene Gedanken peinigten sie die ganze Nacht, und sie konnte zu keiner Ruhe kommen. Sie teilte darin das Geschick des Marchese. Dieser war bald nach Serenas Zurückkunft noch einmal an der Tür ihres Zimmers gewesen, um den Hauptschlüssel, den er, wie er sich erst nachher erinnerte, im Schlosse hatte stecken lassen, an sich zu nehmen. Als er denselben bereits entfernt und die Tür wieder verschlossen fand, sowie aufmerksam lauschend, Geräusch und dumpfe, unverständliche Laute aus dem Zimmer vernahm, ging er, überzeugt, daß Serena wieder in demselben anwesend sei, nach seinem Gemach zurück. Hier versank er wieder in dumpfes, qualvolles Brüten. Er wollte nun, so sehr es ihn auch dazu drängte, in dieser Aufregung seines ganzen Wesens Serena nicht mehr gegenübertreten und das offenbar mit schweren Gedanken ringende Mädchen nicht in noch höherem Grade beunruhigen. Aber gleichwohl hätte er doch gar zu gerne wissen mögen, wo sie so spät gewesen und was sie in den letzten Stunden getan, und es schlich sich ein schmerzhaftes Mißtrauen gegen die geliebte Tochter in seine Seele. Dann machte er sich heftige Vorwürfe, daß er nicht doch noch einmal bei ihr Einlaß begehrte, mit ihr gesprochen und prüfend in ihrem Antlitz gelesen, und unruhig warf er sich bis zum anbrechenden Morgen auf seinem Lager hin und her . . .

Es war also keineswegs verwunderlich, daß jetzt in dem eleganten Familiensalon neben der jungen, blühenden Frau, die, wie immer, selbstzufrieden und in kalter Teilnahmslosigkeit dreinsah, zwei Menschen saßen, denen die tiefste Seelenverstimmung und äußerste körperliche Abgespanntheit in allen Zügen zu lesen stand. Serena, die etwas später als die beiden anderen an den Kaffeetisch gekommen war, bemühte sich freilich, möglichst unbefangen zu erscheinen, wie sie denn überhaupt, ihrer inneren Neigung zuwider, nach fast ganz durchwachter Nacht und aus dem Grunde sich hier eingefunden hatte, um nicht einem etwa von Seiten der Ihrigen gegen sie gehegten Verdacht durch ihr Fernbleiben größere Nahrung zu geben. Der Marchese richtete nur dann und wann seine Augen forschend auf die Tochter und sprach wenig und einsilbig. Endlich, als sich Serena bereits anschickte, den Salon wieder zu verlassen, sagte er, alle ihre Mienen scharf beobachtend, mit eigentümlichem, doch milden Tone zu ihr:

„Ach darf ich dich wohl bitten, Serena, den Hauptschlüssel, den ich diese Nacht wieder zu mir zu nehmen vergessen und den du jedenfalls am Schlosse deiner Tür gefunden hast, mir zurückzugeben?“

Eine glühende Röte flog über Serenas blasses Antlitz, und sie stotterte:

„Ja, lieber Vater, — ich habe ihn drüben in meinem Zimmer und werde sogleich hinübergehen, um —“

Sie wollte sich erheben. Aber der Vater legte seine Hand auf ihren Arm und zwang sie mit einem sanften Druck derselben, sitzen zu bleiben, indem er, ihre Worte unterbrechend, ernst versetzte:

„Laß das jetzt, Kind! — Es hat Zeit, — ich habe den Schlüssel im Augenblick nicht nötig.“

Und ernsther noch und, ohne es zu wissen, die Stirn in tiefe Falten legend, fügte er hinzu:

„Aber sage mir, zu welchem Zweck du gestern so spät noch dein Zimmer verließest und wo du weiltest, — ich habe mich arg geforgt um dich!“

Serena wurde fast wehmütig berührt, als sie den stillen, um ihretwillen erlittenen Kummer des Vaters aus diesen Worten deutlich heraushörte, und sie fand in der Verwirrung, in welche sie, obgleich sie sich auf eine solche Frage gefaßt gemacht hatte, durch dieselben veretzt wurde, nicht sogleich eine Antwort.

„Du warst unwohl, sagtest du,“ — fuhr indessen der Marchese fort — „und ich glaube nicht, daß du gut tatest, zu so später Stunde noch auszugehen. Im ganzen Garten habe ich dich gesucht, und da ich dich dort nicht zu finden vermochte, vermutete ich, daß du in der Stadt — — — Warst du allein, Serena?“ — unterbrach er sich plötzlich — „Es schickt sich nicht für ein Mädchen von deinem Stande, daß es noch so spät abends allein sich vom Elternhause entfernt!“

Er schwieg; aber seine Blicke gingen nicht von ihrem Antlitz hinweg. Serena wurde durch diese strafenden Worte, die sie durchaus in Zweifel darüber ließen, ob der Vater von der Richtung und dem Zweck ihres spätabendlichen Spazierganges, von ihrem Zusammensein mit Camillo wußte oder nicht, noch mehr verwirrt und rang noch immer vergebens nach einer Entgegnung, durch die sie sich nicht selbst verriet.

„Ich fühle mich so beengt, lieber Vater,“ — brachte sie endlich mühsam und sich wieder völlig entfärbend hervor — „und da wollte ich in der milden Abendluft“ —

Da fuhr es ihr wie ein heftiger Stoß durchs Herz, und in ihrer Brust regte sich eine ernst mahnende Stimme. Sie konnte den Satz nicht zu Ende sprechen und legte plötzlich ihre sich einander krampfhaft umklammernden Hände wortlos in den Schoß . . . Nein, sie vermochte es nicht, — sie durfte dem Vater nicht mit Bewußtsein eine Unwahrheit sagen, — sie brachte es nicht über sich, ihn zu belügen. Sie erröte wieder bis an die Schläfen, das Haupt begann ihr zu schwindeln, und ihre Glieder fingen sichtbar an zu leben.

Der Marchese nahm dies alles wahr und ergriff in höchster Bestürzung ihre fest zusammengepreßten Hände.

„Serena, mein Kind!“ — sagte er laut und in ahnungsvoller Besorgnis — „du kämpfst mit dir selbst einen schweren Kampf, du hast etwas auf dem Herzen, was du uns verbergen willst — uns aber sagen wirst, — Serena, sagen mußt!“

Die Angst rüttelte an dem armen Mädchen und durchrieselte sie kalt vom Scheitel bis zur Sohle. Sie senkte den Blick und schüttelte das Haupt und sah unverwandt vor sich nieder. Der Vater aber neigte sich tiefer zu ihr und richtete ihr Gesicht zu dem seinen empor und suchte, immer noch ihre Hände umschlossen haltend, ihr in die Augen zu schauen.

„Ist es wahr, Kind,“ — fragte er jetzt mit weishevolem Ernst und in einem Ton, der der Angeredeten durch Mark und Bein drang — „ist es wahr, Kind, daß du dich, — daß du den Maler Camillo von Winter leiden magst, — daß du ihn liebst?“ —

(Fortsetzung folgt.)

**Unter uns gesagt.** (Illustration S. 201.) Leider können wir unsern Lesern das Geheimnis nicht verraten, das der auf unserm Bilde links befindliche Biedermann dem andächtig lauschenden Paar mitteilt, aber daß das edle Kleeblatt im Begriff ist, irgend einen guten Namen mit dem Geiser der üblen Nachrede zu bespritzen, spricht sich deutlich genug in der vom Maler vorzüglich charakterisirten Physiognomie des Erzählers aus, welcher offenbar zu jener Menschenklasse von Geberden-spähern und Geschichtenträgern gehört, von denen Schiller sagt, daß sie des Uebels mehr auf dieser Welt getan, als Gift und Dold in Mörder's Hand uns konnten. Klatschsucht, Bosheit und Schadenfreude prägen sich deutlich aus in diesem faunisch verzerrten Antlitz und aus den Augen zuden böse, unheimliche Lichter. Von gleicher Dualität ist das Gegenstück, der die Verleumdung ebenso gierig einsaugt, als sie der Erzähler von sich gibt und in Haltung und Gesichtsausdruck mit gleicher Meister-schaft vom Künstler behandelt ist. Eine besondere Spezies dieser Men-

schensorte ist die zwischen den beiden Herren posierte Dame. Sie gehört offenbar zu den Frommen. In sittlich-religiöser Entrüstung zieht sich ihre Stirn finster zusammen, ihre Lippen sind zusammengepreßt von moralischem Ingrimm und in ihrem gottseligen Busen lodert und kocht heiliger christlicher Eifer. Sie wird die Sache nicht auf sich beruhen lassen, trotz dem „Unter uns gesagt“, darauf kann man sich verlassen. Sie wird so lange zischeln und wühlen und hegen, bis der Ruf des oder der Betreffenden vernichtet ist. Wie viel Unheil hat ein derartiges „Unter uns gesagt“ schon angerichtet, wie viel Existenzen untergraben und zerstört! Treffend läßt Beaumarchais in seinem „Barbier von Sevilla“ den Musiklehrer Basilio zu Dr. Bartolo sprechen: „Glaubet mir, Sennor, es gibt keine platte Niederträchtigkeit, keine Schändlichkeit, kein abgeschmacktes Märchen, das man nicht den Müßiggängern einer großen Stadt aufbinden kann, wenn man es geschickt anfängt. Zuerst ist es ein leises Geräusch, das am Boden hinstreift, wie die



**Das Wasserstoff-Superoxyd und dessen Verwendungen.** In neuerer Zeit ist es, Dank den Fortschritten der Chemie, gelungen, das Wasserstoff-Superoxyd in größeren Mengen rein und billig zu gewinnen, und jetzt ist es in wässriger Lösung von 3 Gewichts-Prozenten = 10 Volumen-Prozenten in vortrefflicher Qualität käuflich zu erhalten. Dieser billigen Herstellungsweise haben wir es zu verdanken, das das Wasserstoff-Superoxyd als das Bleichmittel der Zukunft bezeichnet werden kann, gleichwie es auch als Desinfektionsmittel, als Haus- und Toilettenmittel zahlreiche Verwendung findet. Wenden wir uns dem Wasserstoff-Superoxyd als Bleichmittel zu, so eignet es sich vorzüglich zum Bleichen für Stoffe tierischer Abstammung, für Haare, Federn, Seide, Knochen und Elfenbein, also für Stoffe, die man früher mit Chlorgas oder Chlorwasser bleichte, ohne in vielen Fällen die gewünschte Bleiche zu erhalten. — Will man mit Wasserstoff-Superoxyd bleichen, so ist Haupterfordernis, daß die zu bleichenden Stoffe unbedingt frei von Fett und Verunreinigungen sind. Um dies zu bewirken, benutzt man Bäder von guter Seife oder man reinigt die zu bleichenden Gegenstände mit Aether, Benzol, Schwefelkohlenstoff, auch mit 3–5-prozentigen Lösungen kohlen-säuren Ammoniaks. Was den Bleichungsprozeß selbst anbelangt, so kann er nur nach zweierlei Richtung hin vorgenommen werden, und wird nach der ersten Richtung hin die schwach-säuerliche Lösung des Wasserstoff-Superoxydes mittelst einiger Tropfen Salmiakgeist (Liquor ammonii caustici) neutralisiert und dann direkt als Bad benutzt, oder man taucht die der Bleichung zu unterwerfenden Stoffe in die Wasserstoff-Superoxydlösung, nimmt dieselben, nachdem sie von der Lösung gehörig durchdrungen, aus dem Bade heraus und unterwirft sie in bewegter, nicht über 20° K. warmer Luft der langsamen Trocknung. Bei Verbundung des Wassers und damit auftretender Konzentration der Wasserstoff-Superoxydlösung geht die Bleichung energischer und effektvoll vor sich. Will man erstere Verfahren beim Bleichungsprozeße anwenden, so bedient man sich mehrerer Bäder, die, vom schwächsten anfangend, nach und nach immer stärker angewandt werden. Verfasser dieses, welcher zur Zeit einschlägige Versuche mit Wasserstoff-Superoxyd vorgenommen hat, hat unter anderem vergilbte Elfenbein-Klavertasten blendend weiß erhalten, gleichwie auch Messergriffe, aus Knochen hergestellte, eine herrliche weiße Färbung erhielten. — Während früher Dumas das Wasserstoff-Superoxyd zum Reinigen alter wertvoller Delgemälde und zum Reinigen kostbarer Zeichnungen benutzte — in jüngerer Zeit hat Pettentlofer effektvolle Reinigungen von Delgemälden mittelst Wasserstoff-Superoxyd zahlreich vorgenommen und besitzt namentlich das Leipziger Museum mehrere nach Pettentlofer's Verfahren behandelte Delgemälde — so hat in der Jetztzeit das Wasserstoff-Superoxyd sich auch als Desinfektionsmittel sehr bewährt. So berichtet J. Hensel in seiner Schrift „Neue Mikrobiotik“ folgendes hierüber: „Von welcher erstaunlichen Desinfektionskraft das Wasserstoff-Superoxyd ist, lernt man würdigen, wenn man etwas zweiprozentige Lösung in einen kleinen Zerstäuber — Rafraichisseur — füllt und mit demselben einigemal draußend durch ein überstreichendes Krankenzimmer hin- und hergeht; die Luft wird darnach geruchlos und wohlthuend sein. Oder wenn man ein faules Ei mit einem Löffel voll 10% Superoxyd zusammenrührt, verliert der faule Brei, indem er heftig empor-schäumt, den penetranten Schwefelwasserstoffgeruch und riecht wie gebratenes Fleisch. Ferner hat Hensel Milch und Wasserstoff-Superoxyd jahrelang stehen lassen, ohne daß die Milch gerann oder überstreichend wurde. Auch als Haus- und Toilettenmittel findet jetzt dieser interessante Stoff nicht geringe Anwendung, indem Wasserstoff-Superoxyd ein gutes Wasch- und Mundwasser gibt; was dem Salizylsäure- und Tymolmundwasser, dem übermangan-säuren Kaliummundwasser vortrefflich an die Seite zu stellen ist. Man stellt sich ein derartiges Wasserstoff-Superoxydmundwasser aus gleichen Teilen Wasserstoff-Superoxyd und Wasser her, in welcher Eigenschaft es auch bei zarter Haut als Waschwasser sich gut bewährt. Zum Putzen der Zähne ziehe ich Wasserstoff-Superoxyd allen Zahnpulvern und Zahnreinigungsmitteln, mögen sie Odontine, Salizyl- und Tymolzahnpulver heißen, entschieden vor; denn Schlemmtreide auf eine Zahnbürste gestreut und auf die anhaftende Kreide gegossenes Wasserstoff-Superoxyd macht nicht nur die Zähne blendend weiß, sondern entfernt auch schädliche Ansätze an denselben, und genügt pro Woche eine ein- bis zweimalige Anwendung des Putzmittels. Setzt man einer

Mitteilung der „Neuesten Erfindungen und Erfahrungen“ zufolge dem verdünnten Superoxyd, das man als Waschwasser benutzen will, kurz vor dem Gebrauche 1–2 Tropfen, ja nicht mehr, Salmiakgeist zu, so bemerkt man, wie sich überall, wo das Wasserstoff-Superoxyd mit der Haut in Berührung kommt, kleine Bläschen von Sauerstoff entwickeln, während gleichzeitig die abgestorbene rauhe Oberfläche der Haut in eine weiße, seifenartige Masse verwandelt wird. Da das Superoxyd nur die abgestorbenen Teile zerstört, so kommt die glatte Haut zum Vorschein, welche, da sie in keiner Weise angegriffen wird, sich rasch kräftig und widerstandsfähig gegen äußere Einflüsse zeigt. Als Haarmittel schließlich übertrifft ebenfalls das Wasserstoff-Superoxyd alle bis jetzt im Handel vorkommenden, oft sehr schädlichen Mittel, nur möge man hier vor seiner Anwendung die Haare mit Seife und starkem Spiritus entfetten und dann mit Wasserstoff-Superoxyd anfeuchten, das hierauf langsam antrocknen muß.

## Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart.

### Zum Kopfbilde unsrer „Neuen Welt“.

Die Stürme rasen, aufbrüllt das Meer,  
Turmhohe Bogen brausen daher  
Da fährt ein Schiff durch die finstre Nacht,  
Nun Schiffer haltet getreue Wacht!  
Den Steuermann warf die Flut über Bord,  
Ein andrer heran!  
Nun segelt getroßt im Sturme fort!

Da zischt und brodelt das Element,  
Als ging's mit dem Erdenball zu End',  
Die Blitze schmettern, betäubend Gedröhn,  
Als sollte die Welt im Feuer vergehn.  
Nur Mut, ihr Männer, das Segel hält!  
Was klagt ihr Weiber?  
Wir fahren zur neuen, zur bessern Welt!

• Es neigt sich der Tag, von Osten her  
Da tröstet die Sonne das zornige Meer;  
Da hebt es sich purpurn über die Flut,  
Die Schatten weichen und alles wird gut.  
Ein Land steigt empor, die Sonne lüchelt,  
Die einsamen Segler im Meere grüßt,  
Und hehres Glodengeläute schwellt  
Den Meter — Glückaus!  
Wir schauen die neue, die bessere Welt!

Aug. Enders.



Auflösung des Rebus in Nr. 7:

Einfachheit ist das Siegel der Wahrheit.

**Inhalt:** Vom Baume der Erkenntnis. Roman von J. Zadek. — Schlittenfahrt vom Berge. (Mit Illustration.) — Aus einem deutschen Dichterleben. Von Wilhelm Bloß. — Hädels Vortrag über „Die Naturanschauung von Darwin, Goethe und Lamarck.“ Gehalten auf der 55. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Eisenach am 18. September 1882. (Schluß.) — Affen. (Mit Illustrationen.) — Aus dem Leben eines Konventsmannes. — Alkohol — Todfeind oder Gutfreund? Kulturgeschichtliche Studie von Bruno Geiser. — Serena. Eine venetianische Novelle von Max Vogler. (Fortsetzung.) — Unter uns gesagt. (Mit Illustr.) — Ein Bazar in Tunis. (Mit Illustr.) — Nicht aufgepaßt. (Mit Illustr.) — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur: Schundlektüre. — Das Wasserstoff-Superoxyd und dessen Verwendungen. — Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart. — Rebus. — Allgemeinwissenschaftliche Auskunft. — Literarische Umschau. — Mannigfaltiges.

Mit dieser Nummer beginnt das II. Quartal des 8. Jahrganges der „Neuen Welt“. Die geehrten Post-Abonnenten werden ersucht, die Bestellungen ungefünt aufzugeben, damit keine Unterbrechung in der Zustellung des Blattes eintritt.

**Die Expedition der „Neuen Welt“.**

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. Redaktion: Neue Weinsteige 23. — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart.

Druck und Verlag von J. G. W. Diez in Stuttgart.